
Google


In memory
of
Minal
E
Young
STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

Aug. Maurer.

In Frankreich

(1870—1871).

Erlebnisse eines nicht ausgewiesenen Deutschen

während

des deutsch-französischen Krieges.

Zum Besten
des Unternehmens der Frau Marie Simon in Dresden:
Errichtung einer Heilstätte für deutsche Invaliden.

Ch. Parmentier

Preis 48 kr. = 14 Sgr.

Darmstadt.
G. Jonghaus'sche Hofbuchhandlung, Verlag.
1872.

Maurer, August

In Frankreich

(1870—1871).

Erlebnisse eines nicht ausgewiesenen Deutschen

während

des deutsch-französischen Krieges.

Zum Besten
des Unternehmens der Frau Marie Simon in Dresden:
Errichtung einer Heilstätte für deutsche Invaliden.

Preis 48 kr. = 14 Sgr.

Darmstadt.
G. Jonghaus'sche Hofbuchhandlung, Verlag.
1872.

Einleitung.

Möge der geneigte Leser das vorliegende Schriftchen mit Nachsicht aufnehmen. Von Wunderdingen und Heldenthaten ist darin keine Rede. Dagegen erzähle ich, was ich erlebt habe, mit der strengsten Wahrheitsliebe und gebe damit ein Lebensbild, in welchem sich alle Wellenschläge jener großen Ereignisse im Kleinen getreu wiederfinden und ihre Spuren zurücklassen.

Es mögen der Deutschen nicht Viele gewesen sein, die wie ich in Frankreich während des Kriegs eine Stellung einnahmen und behaupten konnten, welche ein thätiges erfolgvolles und von beiden Seiten sehr gern gesehenes Eingreifen in die örtlichen Ereignisse möglich machte.

Ich bin in meiner Art vielleicht der Einzige gewesen, wahrscheinlich aber der Erste, der dem deutschen Volke seine Erlebnisse anvertraut und habe dabei zweierlei Ziele.

Zunächst bin ich von dem in meiner Lage sehr natürlichen Wunsche beseelt, mein Scherflein beizutragen zur Feststellung der geschichtlichen Wahrheit und zur Versöhnung der Gemüther und durch thatsächliche Belege gar mancher Meinung entgegenzutreten, die in Deutschland auf Unkosten Frankreichs allzu absolute Wurzeln geschlagen hat und dann, den etwaigen Ertrag dieses Schriftchens einem Zwecke zu weihen, der die lebendigste Theilnahme des ganzen deutschen Volkes verdient, wie ihn das Titelblatt anzeigt.

Zu Gunsten und im Dienste jener Idee der Versöhnung möge der Leser der folgenden Betrachtung zuvor noch seine Aufmerksamkeit schenken.

Es wurde schon und wird täglich viel geschrieben über Nationalcharakter des französischen Volkes, über die Ursache se politischen und gesellschaftlichen Erkrankung; und doch ist der S ein so vielseitiger, daß er schwer zu erschöpfen ist und immer wi zu neuer Untersuchung reizt.

Derselbe ist namentlich für das deutsche Volk von ganz be derem Interesse. Es ist wichtig, sehr wichtig, daß es richtig und sich keinen falschen Anschauungen überläßt.

Man geißelt in Deutschland gar zu gerne die sogenannte fr zösische Verkommenheit, ein schwer, sehr schwer wiegendes Wort, Niemand leichthin aussprechen sollte!! Man gefällt sich, dieselbe gewissen Erscheinungen zu finden, deren Ursachen der unbefang Kenner ganz anderswo sieht.

Möge der Leser in dieser Beziehung auch meiner bescheide Stimme Gehör geben; der Stimme eines Mannes, der nur Anspr macht auf Unbefangenheit, schlichte Beobachtungsgabe und gesun Verstand, und das natürliche Geheimniß besitzt, eine warme Li für sein Vaterland mit aufrichtiger Freundschaft für Frankreich vereinigen.

Ist es nicht eine allgemeine menschliche Wahrheit, daß Arb samkeit und Mäßigkeit gegen sittliche Verkommenheit schützen? War sollten die Franzosen hiervon eine Ausnahme machen, ein so emsig im allgemeinen so nüchternes Volk?

Wo Arbeitsamkeit und Mäßigkeit herrschen, da herrscht a Ehrgefühl und mit Ehrgefühl heilt man tiefe Wunden! Es ka falsche Wege geben, wenn es wie in Frankreich belogen und betro wird durch das Parteigetriebe und die Hintergedanken der leiten Kreise, stirbt aber darum nicht aus!

Es ist wunderbar, welches sonderbare Gemisch von guten u schlimmen Eigenschaften die Grundzüge des französischen Volkscharakte bildet. Neben liebenswürdigen, gefälligen Umgangsformen, die ebe häufig wirkliche Hohlheit als wirklichen Werth verbergen, aber imm bestechen, neben erstaunlicher Beweglichkeit der Empfindung und Urtheils, neben maßlosem nationalen, für den Fremden häufig komis naivem Dünkel doch wieder viel Aufrichtigkeit gegen sich und A dere, solide Gutmüthigkeit, viel Geist (esprit) und viel Versta (raison, bon sens) und eigenthümlich genug nach dem Gesagte große Zugänglichkeit für eine wohlwollende, wenn auch nicht schmeich

hafte Belehrung von jedem Ausländer, der ihnen persönlich sympathisch ist.

Viele sind leichtsinnig, Alle aber haben leichten Sinn, sind fröhlich und wohlgemuth! Spleen, Hypochondrie, Melancholie und dergleichen, jene Plagen des Nordens, sind in Frankreich unbekannte Größen; man kennt sie kaum dem Namen nach! Jeder Einzelne gleicht dem Hollundermännchen, dem ein wenig Blei an den Füßen bei jedem Sturze schnell wieder auf die Beine hilft, und das dann aufs neue vergnügt vor sich hinschaut. Dieselbe Eigenschaft hat sich bis jetzt auch im nationalen Leben gezeigt. Große Federkraft nach großem Mißgeschick. Im allgemeinen weiß der Franzose Arbeitsamkeit und Nüchternheit mit seinem Hange zum Vergnügen recht glücklich zu verbinden, etwa wie die Biene, die wohlgemuth von Blume zu Blume summt, im Honig schwelgt und niemals vergißt, die tägliche Arbeit in ihrer Zelle einzuheimsen. Angeborne Schicklichkeit, Ueberblick und Behendigkeit kommen ihm dabei zu Hülfe. Frohsinn und Heiterkeit sind ihm unbedingtes Bedürfniß und arten deßhalb häufig in verderblicher Weise aus. Zwar suchen sie darin und finden auch oft, je nach den Umständen, Stolz und Würde mitten im Unglück, ganz im Gegensatz aller Nordländer; wie oft aber sieht man dieselben zur Spott- und Lachsucht werden, denen nichts heilig ist, die nicht mehr erfrischend sondern auflösend wirken auf das gesellschaftliche Leben. Seinem Wortspiele, beispielsweise seinem Calembourg, opfert der Franzose Alles! Lachen und Lachenmachen ist Zweck; dieser Zweck heiligt jedes Mittel. Er verabschiedet ohne Bedenken seinen Verstand (bon sens), nur um geistreich (spirituel) zu scheinen. Trotz seines unleugbaren Verstandes zieht er nach Art der Weiber den Geist dem Verstand vor, daher sein immergrüner Götzendienst für Phrasenthum und Sophistik, jener Bohrwürmer seines nationalen Lebens.

„Nous sommes le peuple le plus spirituel et le plus aimable de la terre, mais aussi le plus fou et le plus sot,“ sagen die Einsichtigsten unter ihnen; und jeder Ausländer, der sie kennt, wird sich aus Ueberzeugung diesem Urtheil anschließen.

Ich will hier nicht unerwähnt lassen, wie oft ich während dieses schauderhaften Krieges Ohrenzeuge war von guten und schlechten Witzen über das eigne Unglück, zu einer Zeit, wo der Feind im Orte lag, sich täglich an seinen Thoren herumschlug und mit ihm Hunger, Elend und Krankheit in jedem Hause Einzug hielt, wenn

nur einmal der erste Eindruck überwunden war; wie von Sedan an jedes Unglück, welches über das Land hereinbrach, nach wenigen Tagen zum Gegenstand des Spottes wurde!

Diese erstaunliche Beweglichkeit der Empfindung erscheint mir trotz allem, je nach Umständen, als eine ebenso gesunde und mächtige Federkraft als ein zersetzendes Element für das nationale Leben.

Im allgemeinen gibt der Franzose in allen Dingen, die sein persönliches Interesse nicht unmittelbar berühren, viel eher seiner Empfindung als seinem Verstande Gehör, gerade so wie das Weib. Er urtheilt gerne übereilt, rein nach dem Scheine. Ein schweigsamer Mann macht ihm beispielsweise den Eindruck eines Schwachkopfs, ganz einfach, weil der Mann nicht spricht und ihm selbst das Sprechen ein Bedürfniß ist. Oeffnet derselbe Mann nach einer Stunde den Mund um einige Worte zu äußern, die ihm vielleicht gar nicht angehören, aber nach Geist wittern oder Verstand, so wird er ihn sofort zu einem „homme profond“ ernennen.

Der allbekannte nationale Dünkel, der sich in ganz unglaublichen Extremen bewegt, wie Jedermann weiß, ist zum Glücke für Frankreich viel mehr anerzogen, als angeboren.

Und hat das Ausland nicht auch viel zu seiner Ausbildung beigetragen und namentlich Deutschland?

Dagegen ist persönliche Eitelkeit dem Franzosen häufig angeboren. In keinem Lande gibt es wohl so viele sogenannte „poseurs“ als gerade in Frankreich, die aber von der großen Mehrzahl ihrer Mitbürger richtig gewürdigt werden.

Voyez donc, comme Mr. un tel pose, comme il fait sa tête, sa roue, sa poussière, comme il porte la tête dans la nuque, quel crâne, quel vaniteux, quel sot, und ähnliche kritisirende Ausfälle hört man häufig. Der Reichthum der Sprache an solchen Ausdrücken verräth wohl am besten die Größe des Uebels. Wirklich national, d. h. allgemein, kann dasselbe aber unmöglich sein, sonst würde die allgemeine Selbsttäuschung die Erzeugung so vieler scharf tadelnder Wendungen sicherlich verhindert haben.

Wenn wir, die wir der germanischen Race angehören, Deutsche, Engländer, Holländer und Andere, im allgemeinen weniger als der Franzose mit jenem persönlichen Fehler behaftet sind, so sind wir als Ersatz zu einem andern geneigt, der jenem vollständig fremd ist und den er mit Recht in sinnvoller und fühlbarer Weise geißelt;

denn er, nicht wir, hat das wahre Wort dafür gefunden und scheint uns in dieser Beziehung besser zu kennen, als wir uns selbst. La morgue teutonique, germanique, brittannique, hollandaise sagt der Franzose und weiß genau, was er damit kennzeichnen will.

Ich muß gestehen, daß ich kein Wort im Deutschen kenne, welches den in Frage stehenden Fehler ebenso scharf brandmarkt und muß mich der Umschreibung bedienen. La morgue ist nichts anderes als eine hochmüthige, oft verdrossene und unbeugsame, immer aber unausstehliche Laune und Haltung, eine Art von übelwollendem ganz unzugänglichem Eigensinn, im Ganzen die Schattenseite einiger unserer guten Eigenschaften, der Ausdauer, der Festigkeit, der Innigkeit unserer Ueberzeugung.

Im Ganzen besteht in Frankreich neben viel Flitter noch außerordentlich viel persönlicher, wirklicher Werth. Es gleicht einem schönen Weibe mit falschem Haare und falschen Zähnen, aber warmem Herzen und hellem Kopfe.

Man täusche sich hierüber nicht und suche nicht in einer Bande gewissenloser Zeitungsschreiber, die im Solde der Parteien die Schwächen und Vorurtheile der Massen ausbeuten, den Beweis allgemeiner Verkommenheit.

Der anständige und verständige Franzose, und ihrer sind die Mehrheit, kennt sehr wohl und beklagt mehr wie das Ausland diesen Krebsschaden des nationalen Lebens.

Wer Frankreich wirklich kennt, wird mir Recht geben.

Seine glänzende und verführerische Erscheinung gewinnt leicht die Herzen der Ausländer die es besuchen; einen ganz besonderen Zauber aber hatte es bisher auf uns Deutsche ausgeübt, weil bei den Meisten der eigene nationale Sinn gar nicht vorhanden war. Ein Jeder weiß warum.

Die französische Luft verwandelte die Mehrzahl sehr schnell in Bastard-Franzosen, eine Abart unserer Race, die mir als solche stets zuwider war; eine Art von potenzirtem Elsässer mit weit weniger Berechtigung zur Verleugnung ihres Wesens.

Der verdorbene Franzose im allgemeinen will nicht besser scheinen, als er ist; er hat den Muth oder besser gesagt, den Cynismus seiner Fehler und ist häufiger weniger verdorben als er scheint. Kann man ein gleiches sagen von uns Nordländern, seien es Deutsche, Engländer oder Andere?

Wo ist der größere Werth?

Hat der Franzose unrecht, wenn er behauptet, Paris sei das allgemeine Stelldichein der europäischen und überseeischen Verkommenheit? Hält der Fremde in Paris mit dem Franzosen in der Sittenverderbniß nicht gleichen Schritt? Und ist es nicht gerade diese, welche so viele Fremde heranzieht?

Gar viele Sympathien, die sich im Laufe des Kriegs im Auslande für Frankreich kund gaben, hatten keinen anderen Grund, als daß die große Stadt mit ihren Genüssen unzugänglich geworden war.

Uebrigens hüte man sich wohl, Frankreich im allgemeinen nach Paris zu beurtheilen. Ein großer Unterschied zwischen dem Geiste einer großen Hauptstadt und dem ihrer Provinzen besteht bekanntlich in allen Ländern; in Frankreich ist derselbe ganz besonders auffallend.

Die Provinz ist stolz auf Paris und haßt es zugleich, so groß sind die Gegensätze ihrer Anschauungen. Dieses Gefühl verirrt sich bisweilen so weit, daß ich im Anfang der Belagerung von Paris, als Jedermann sich über deren Dauer Illusionen machte, öfters die Aeußerung von gebildeten und ungebildeten Leuten hörte: „c'est bien fait pour les Parisiens, ça leur servira de leçon!!"

Und Aehnliches wiederholte sich während der Commune-Wirthschaft.

Und selbst die Masse des Pariser Volkes, Bürger und Arbeiter, hat in dem täglichen Verkehr ein sehr lebendiges Ehrgefühl, welches sich allerdings sehr leicht blenden und auf falsche Bahnen lenken läßt!

Man erkenne es doch! Ist in dem bekannten empörenden Processe Tonnelet nicht auch ein ganz gesundes Element sichtbar in der wahrheitsgetreuen Aussage aller Zeugen.

Hält diese nicht jener der Geschwornen die Waage?

Was letztere betrifft, so kann Niemand behaupten, daß ein wahrheitsliebender Advokat, die bekanntlich ebenso rar anderswo als in Frankreich sind, ein gewissenhafter, charakterfester Präsident und Staatsanwalt in keinem Falle ihre Mehrzahl für die Verurtheilung des Schuldigen gewonnen haben würde.

Jedermann weiß, wie leicht sich der Franzose von schönen Worten hinreißen und von dem letzten Eindruck beherrschen läßt, aber nicht Alle wissen, wie er sich eben so gerne aufrichtiger Reue hingibt nach übereilten Schritten. Die drei Spitzen sind unbedingt zu verdammen. Der gewissenlose Advokat und die beiden anderen Herren Präsident und Staatsanwalt, deren Stellung ihnen das Wort „Ge

rechtigkeit" zwangsweise in den Mund legte und heuchlerisch betonen ließ, die aber geräuschlos wie der Maulwurf, den Boden unterwühlten, auf dem die Jury stand.

Im ganzen aber wird man zugestehen müssen, daß zu keiner Zeit und in keinem Lande politischer oder religiöser Fanatismus Gerechtigkeit geübt, wohl aber häufig das eigne Bürgerblut schonungslos vergossen haben!

Man vergesse ja nicht, in welcher abscheulichen Weise eine Menge nichtswürdiger Zeitungsschreiber alltäglich die Deutschen als Diebe, Räuber und Mörder ihrem Volke vor Augen führen um tödtlichen Haß und Fanatismus zu unterhalten, in denen sie die Haupthebel erblicken für die vielgeträumte Wiedervergeltung.

Ja, würde man dem grausam betrogenen und belogenen, aber ehrenhaften Volke die Wahrheit, die ganze Wahrheit sagen, dann würde bald, glaube ich, seine angeborne Ehrenhaftigkeit die Oberhand gewinnen und es mit der Zeit versöhnlich gegen Deutschland stimmen, vermöge dieser Ehrenhaftigkeit und der Beweglichkeit seiner Empfindungen.

Die leitenden Kreise wissen dies sehr wohl; darum wird gelogen und immer fort gelogen und verläumdet, eben, weil man durch die Wahrheit jede Wirkung und eine jede Partei mit der Lüge ein Regierungsmittel zu verlieren fürchtet.

Die Lüge in den leitenden Kreisen hat seit dem Jahre 1866 dem Kriege den Wege geebnet; die Lüge hat ihn im Jahre 1870 zum Ausbruch gebracht; die Lüge wird ihn früher oder später wiederbringen.

Um diesen Gegenstand zu beschließen, möchte ich sagen, daß mir unter den gegebenen Verhältnissen der an und für sich sehr beklagenswerthe Ausgang des Processes Tonnelet viel weniger als ein specifisch französisches als vielmehr allgemein menschliches Schandmal erscheint, d. h. daß unter gleichen Verhältnissen der Ausgang bei jedem anderen Volke der gleiche gewesen wäre. — Nein! Die wahren Ursachen des politischen Verfalls und der gesellschaftlichen Zersetzung Frankreichs liegen ganz anderswo als in der angeblichen, vermeintlichen allgemeinen sittlichen Verkommenheit.

Frankreich gleicht, Dank den reichen Gaben, womit es der Himmel überschüttet hat, jenem verzogenen nervösen Kinde, welches, daran gewöhnt, seinen Willen zu haben, mit großem Geschrei und wilder

Geberde von seiner Wärterin den Mond verlangt, den es in einem Wasserbecken glänzen sieht, und schließlich in einer nervösen Krisis niedersinkt, nicht etwa, um bei seinem Erwachen von jener unmöglichen Idee geheilt zu sein, sondern um dieselbe aufs neue in vermehrter Auflage zu verwerthen.

Und doch ist der Franzose im allgemeinen ein geistreicher (spirituel) und zugleich verständiger (sensé) Mensch.

Dieser Thatsache gegenüber ist es schwer, sich jene unüberlegten nervösen Einfälle zu erklären, denen er so häufig schon in seinem politischen Leben zum Opfer fiel.

Nur eine genauere Analyse seines Temperamentes und seines geistigen Lebens vermag dieses verhängnißvolle Räthsel zu lösen.

Dank seinem edlen Weine, seinem Weißbrode, schönem Himmel und fruchtbaren Boden; Dank seiner heiteren Laune und der Leichtlebigkeit die er auf seinem Lebenswege findet; Dank auch einer verkehrten Erziehung, die viel mehr die Form als das Wesen pflegt — ist er leicht geneigt, seinen Geist (esprit) in der Beurtheilung der allerernstesten Dinge glänzen zu lassen, die er ausschließlich seinem Verstande (bon sens, raison) überlassen sollte, über sehr folgenschwere Fragen mit Wortspielen und Phrasen wegzugehen und sich mit dem Bewußtsein zu begnügen, recht geistreich (spirituel) gewesen zu sein, ohne zu ahnen, daß dergleichen Fragen sich eines Tags bitter rächen, so leichtfertig, mit so viel sans façon behandelt zu werden. Er liebt vor allem das vergoldete, elegante Wort, daher die Allmacht seiner Redner und Sophisten, d. h. der Phrase und der Lüge, die ihn umstricken, indem sie bald seine Großmuth, bald seine Unwissenheit, immer aber seine Eitelkeit ausbeuten. So wird er sein eignes Opfer in dem guten Glauben, irgend ein Steckenpferd ehrlich vertheidigt zu haben.

Wenn es ihm dagegen gefällt, in der Beurtheilnng einer ernsten Frage seinen Geist zu Hause zu lassen und nur seinen Verstand anzuwenden, dann ist er leicht geneigt, letzteren in einer eng gestrickten, extremen Logik zu verwerthen und in Folge dessen das Unmögliche von seiner Regierung zu verlangen.

Denn er ist nicht allein ein geborener Logiker, sondern auch ein geborner systematischer Logiker, wendet in Folge dessen seine Logik in Dingen an, wohin sie nicht gehört und gelangt auf diese Weise sehr leicht zu paradoxen Schlüssen und Unmöglichkeiten.

So sehen wir, wie sein lebendiger Sinn für Ebenmaß (symétrie), für Wohlklang (harmonie), für Gleichheit (égalité), für Gleichförmigkeit (uniformité), in der politischen Gestaltung des Landes eine Einrichtung geschaffen hat, die den Schein für sich, das Wesen aber gegen sich und bis jetzt den verderblichsten Einfluß auf eine gesunde freiheitliche Entwicklung ausgeübt hat, jene geist- und charaktertödtende absolute Centralisation.

Wir sehen, wie jene extremelogische Verstandesrichtung auch den conservativsten Franzosen ganz unbewußt zu einem Werkzeuge des Umsturzes macht und ihn für Dinge begeistert, die durch und durch utopisch sind, ihn aber durch ihre mathematische Gestaltung verführen.

Er wird beispielsweise mit warmem Glauben und inniger Ueberzeugung als soliden Fortschritt eine und dieselbe Gesetzgebung, eine und dieselbe Sprache für alle Völker predigen, ohne zu ahnen, daß die Verschiedenartigkeit ein Werk der Natur ist, und daß gerade diese Verschiedenartigkeit die Gesundheit und Macht, die Grund- und Lebensbedingung des Ganzen bildet. Er begreift nicht, daß die anscheinende Illogik der Natur die wahre Logik ist.

In der gewissen Erwartung, daß jener eitle Traum sich eines Tags verwirklichen werde, treibt er unbewußt seine Logik so weit, daß er das Studium fremder Sprachen und Gesetzgebungen verschmäht und seine Logik findet in dieser Richtung in seiner nationalen Eitelkeit einen Helfershelfer, der in der eignen Sprache und Gesetzgebung die besten Typen findet.

Und trieb man im Jahre 1793 die Logik nicht so weit, daß man in ihrem Namen unsern Herrgott vor die Thüre setzte? Zwar wurde die Verbannung durch Stimmenmehrheit und regelmäßiges logisches Decret wieder aufgehoben (si Dieu n'existait pas, il faudrait l'inventer) für einen großen Theil der Nation ist er aber seit jener unseeligen Epoche nie wieder heimgekehrt.

Kannst, lieber Herr Gott, wieder heim!
So wollen es die Franken;
Geschwind schick' deine Engelein
Und laß dich hübsch bedanken!

Und wenn er nun, Dank diesem eigenwilligen Systeme und dieser halsbrechenden Gymnastik von Zeit zu Zeit zu Boden fällt, dann schreit und schimpft er gegen sich selbst, nennt sich einen Schwachkopf, reißt sich die Haare aus, wird aber darum doch nicht vernünf-

tiger! Denn sobald die Macht der Verhältnisse wieder einige sonnige Tage herbeigeführt hat, dann kehrt er schleunigst zu seiner Lieblingsmethode zurück, die während seiner Abspannung nur geschlummert hat und wird wieder schmollend (frondeur), leichtsinnig, paradox, geistreich und thöricht wie zuvor!

Das Temperament der Gesammtnation hat sehr viel Aehnlichkeit mit jenem des Weibes im engeren Sinne; leidenschaftlich wie dieses, extrem in allem, bald Engel, bald Teufel, liebend oder hassend mit Raserei, niemals mit Maß!

Wir finden in seinem ganzen politischen und socialen Leben dasselbe Temperament, dieselbe extreme Verstandesrichtung, in denen man wahrscheinlich die Hauptquelle entdecken muß, aus der alle anderen Ursachen entspringen, welche periodisch das Land in Gährung bringen und unbewußt an seiner nationalen Auflösung arbeiten. Beide, Temperament wie Verstandesrichtung, sind zweifelsohne sehr glänzend und verführerisch, aber im höchsten Grade gefährlich; weil sie nur Extreme erzeugen, eine Luftschichte voller Anspannung oder Blitz und Donner!

Beide sind wohl die Hauptursache, daß die Bewegung vom Jahre 1789, anstatt umwandelnd (reformirend) zu wirken, sich unbedingt umstürzend (revolutionär) gestaltet hat: jenes erste unwiederbringliche nationale Unglück; denn sie hat auf diese Weise den Aufruhr zum Grundsatz erhoben und jedem Franzosen mehr oder minder die Irrlehre eingeimpft, Achtung vor dem Gesetze und Gehorsam gegen die Obrigkeit mit Feigheit, und Aufruhr mit Heldenmuth zu verwechseln.

Indem jene Bewegung alles über den Haufen warf, mit allen Ueberlieferungen brach, alles nach einem Caliber zustutzte und mit vollen Händen jenen, in der Form so verführerischen, in Wirklichkeit aber sehr verderblichen Geist der bürgerlichen Gleichheit (egalité civile) säete, hat sie den Grund gelegt zu allen folgenden Umwälzungen.

Sie, diese bürgerliche Gleichheit, ist es, welche als treue Tochter und kräftiger Verbündeter jener vielgenannten Grundursachen, unter verschiedenen Masken die regelmäßig wiederkehrenden Umwälzungen mit erzeugt hat. Letztere haben ihrerseits eine ganz Reihe von Parteien geschaffen, von denen eine jede den Umsturz als Heilmittel ansieht und mehr und mehr Samen ausstreut zu Bürgerkrieg, mit andern Worten zu nationaler Auflösung.

Wir sehen hier eine unheilvolle, wahrhaft fatalistische Verkettung und Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung, wie das Uebel immer wieder das Uebel erzeugt, wie sich das französische Volk selbst auf die Füße tritt und ähnlich wie das Eichhörnchen in einem Kreisel sich vergeblich abmüht, weil es das Uebel selbst als Heilmittel ansieht.

Arm trotz seines Reichthums, theilweise wohl auch Dank diesem Reichthum!

Für den aufmerksamen Beobachter ist in dem politischen Leben Frankreichs eine unheilvolle Wechselwirkung thätig, deren Strömung jede gesunde Grundsteinlegung für einen dauerhaften Neubau vom ersten Tage an in Frage stellt!

Mit ganz wenigen Ausnahmen, die in der legitimistischen Partei zu finden sind, sind alle stolz auf die Erfindung der sogenannten „principes immortels de 1789“ und führen dieselben täglich im Munde, um sie der übrigen Welt als ein unfehlbares Mittel für dauerndes Wohlbefinden zu empfehlen.

Ihr eignes Unwohlsein erklären sie behende durch die Behauptung, daß die Entwicklung dieser Lieblingsgrundsätze in Frankreich gestört worden sei und ahnen nicht, daß gerade deren allzugroße Entwicklung die wahre Ursache ihrer eignen Krankheit ist!

Alle Regierungen, die seit jener Zeit in Frankreich auf die Wache zogen, haben freiwillig und unfreiwillig ihre Straße mit jenen Grundsätzen gepflastert und pflastern müssen.

Napoleon III. besonders gefiel sich darin, bei jeder Gelegenheit mit lauter Stimme auf seine Fahne zu deuten, auf die er in großen dicken Buchstaben jene Bezeichnung hatte schreiben lassen mit der Unterschrift: Empire démocratique.

Nur wenige bemerken, daß das Gute was in jenen Grundsätzen verborgen lag, vermöge ihrer radicalen Natur sehr schnell zur vollständigen Entwicklung und Reife und in Folge dessen zur Abnutzung gelangt ist, daß die reifen Früchte auf der Straße umherliegen und mit Füßen darauf getreten wird; nur wenige sehen den Wurm, der sie zu Boden warf und sich im Herz und Kopf der Masse eingenistet hat.

L'egalité civile (bürgerliche Gleichheit) ist das Steckenpferd, die Lieblingspuppe, welches Alt und Jung, Groß und Klein frohlockend betrachtet und stolz dem Fremden vor Augen führt.

Wie schön ist es doch und wie viele Ausländer lassen sich dadurch täuschen, wenn man die Worte „Monsieur“ und „Madame“

verschwenderisch und ohne jeden Unterschied in Anwendung bringen hört, vom Minister bis zum Bettler, von der höchsten Dame herab bis zum niedrigsten Kebsweibe! — Aber! Aber!

Jede hierarchische Gliederung, mit tief sittlichen Wurzeln, wie sie sich namentlich in England so gesund erhalten hat, der einzig wahre Kitt in einem dicht bevölkerten, mit großen Städten besäeten Lande, in welchem jede Spanne Erde ihren Besitzer, jedes Plätzchen seinen Inhaber und zehn hungrige Candidaten hinter sich hat, ist dem Franzosen ein Gräuel. Adel und Geistlichkeit, als einflußreiche und bevorzugte Glieder der Gesellschaft, sind ihm in den Tod verhaßt. Indem sie zuviel auf einmal wollen, graben sie ihr eignes Grab!

Wenn ich nun das Gesagte zusammenfasse, so komme ich zu dem Schlusse, daß die Schwierigkeiten für eine gesunde Auferstehung Frankreichs nicht etwa in dem Mangel liegt an persönlichem Werthe des Einzelnen, der meiner festen Ueberzeugung nach gar nicht besteht, sondern vielmehr in dem massenhaften Zusammen- und Auseinanderwirken jenes extremen Verstandes und der Geistesrichtung, die ich im Laufe dieser Federzeichnung mehrfach erwähnt habe, die aber in sich weder verderbt noch irgendwie unehrenhaft ist, sondern sich im Gegentheil mit Ehrenhaftigkeit und wirklichem Werthe sehr leicht verträgt; in jener Anlage zu ausschließlicher, alles umfassender Logik, die sich selber täuscht und alle gleichmäßig und in den verschiedensten Richtungen für irgend eine Unmöglichkeit begeistert, von denen eine jede ihren Anhängern als gesunder Fortschritt erscheint, in Wirklichkeit aber dem zersetzenden Einfluß der Parteien in die Hände arbeitet und ihm das Herzblut der Nation als Nahrung zuführt.

Sagen wir darum nicht mit dem Pharisäer: „Herr Gott ich danke Dir, daß ich nicht bin wie Jene!“ Hüten wir uns unsererseits vor Selbsttäuschung, die zum Falle führt, wie Frankreich lehrt. Wahrhaft männlich ist nur, wenn man den Muth hat, sich selbst vor Gericht zu laden, wenn man sich rechtzeitig an den Ohren faßt für seine eignen Fehler.

Alle diese Betrachtungen sind die Früchte einer jahrelangen, unparteiischen Beobachtung.

Ich überlasse dem unbefangenen Leser zu beurtheilen, ob ich hierbei mit deutschem Auge gesehen und deutscher Feder geschrieben, oder ob und wie weit französischer Firniß jenes geblendet und dieser als Tinte gedient haben mag.

Die Extreme taugen nichts. Gleichgewicht und Wahrheit liegen stets in der Mitte. Deutscher wie französischer Chauvinismus, Deutschthümelei und sogenanntes Franzosenthum sind Zwillingspaare und alle gleich verderblich.

Einem Jeden das Seine!! ist echt deutsch nach meiner Meinung! Bleiben wir ehrlich, wie unser Name es will und gerecht einem besiegten Feinde gegenüber.

Patriotisch gesinnte Deutsche, welche Frankreich wirklich kennen, können hierzu wesentlich beitragen. Ich zähle mich ihnen zu.

Frankreich wälzt sich auf seinem Krankenbette bald nach rechts bald nach links ohne Ruhe zu finden, sieht sich besorgt nach Aerzten um und fällt, je länger je mehr in die Hände politischer Quacksalber! Woher, warum? frage ich wiederholt.

Mehr wie irgendwo erleichtern hier geschichtliche Vergleiche einen richtigen Schluß.

Auch in England hat man revolutionirt, und zwar schon 200 Jahre vor Frankreich. Auch dort hat man einen König dem Henkerbeile überliefert. Aber seine Lenker waren so klug und weitschauend, die ganze Bewegung auf das politische Gebiet zu beschränken, ohne das sociale im wesentlichen zu berühren. In rein politischen Reformen suchten und fanden sie das Mittel, nach und nach ohne Umwälzung auch sociale Schäden auszubessern. Dieser Vorsicht verdankt das heutige England noch gewisse sociale Zustände, die jedem Franzosen und vielen Deutschen ein Gräuel und als non plus ultra der Ungerechtigkeit ihrem Fluche verfallen sind, jedem hellsehenden aber für Englands friedliche und allmälige Entwicklung sehr werthvoll erscheinen müssen. Diese Zustände gipfeln hauptsächlich in zwei uralten Gesetzen, die noch heute jedem patriotischen Engländer ganz natürlich erscheinen und mittelbar das Ehrgefühl und die Triebkraft jedes Einzelnen ganz erstaunlich gesteigert haben. Ich meine „das Erstgeburtsrecht und die Untheilbarkeit des Bodens.“ Hierin ist England so glücklich einen Reservefonds zu besitzen, den es, ist einmal die unbedingte Nothwendigkeit eingetreten, dank jenem ewigen Gesetze der Abnützung, theilweise und nach und nach ganz, der Masse zum Geschenke machen und ihr dadurch neues arterielles Blut für eine Reihe von Jahren einflößen kann.

Wir sehen, wie in England eine weise Gesetzgebung die zur Auflösung des Staates führende Uebermacht des Adels gebrochen,

seinen Einfluß aber nicht vernichtet, sondern im Gegentheil belebend und gesund gestaltet hat.

Wie ganz anders liegen die Dinge in Frankreich?! Die Gegensätze könnten gar nicht größer sein!

Hier hat man ebenso radical auf socialem als auf politischem Gebiete revolutionirt oder besser gesagt nivellirt. Die Folge war, daß die sociale Umwälzung, als allgemein verständlich und in das Leben jedes Einzelnen unmittelbar und täglich eingreifend, sehr schnell Fuß faßte und die politische überwucherte, deren Werth nur von einer theoretischen Minderheit verstanden wird, dieselbe stoßweise zurückgedrängt und bis zum heutigen Tage verhindert hat, in gesunder Weise heimisch zu werden.

Von socialem Reservefonds ist in Frankreich keine Spur mehr vorhanden; hier hat man das Füllhorn aller socialen Zugeständnisse auf einmal ausgeschüttet; die Zeit hat sie verbraucht, wie es in der Natur der Dinge liegt und um so schneller eintritt, als jene radical ist! Was nun? Daher jener verhängnißvolle Drang zu utopischer Umwandlung der Gesellschaft.

Hier müssen wir den Idealismus der ersten französischen Revolution beklagen, der in der schönen Ueberzeugung lebte, das Glück des Volkes für alle Zeiten begründet zu haben und schließlich nichts anderes erreicht hat, nach kaum 80 Jahren, als dasselbe durch fette, grüne Auen in eine Wüste zu treiben!

Welche Nutzanwendung und welche Welt von Folgerungen liegt nicht in diesem einfachen Vergleiche für den hellsehenden deutschen Patrioten?

Lehrt uns die Geschichte nicht, daß sich die Völker, wie der Einzelne, im Kreislaufe bewegen, daß sie entstehen, blühen und vergehen, nicht etwa als Individuum, sondern als gesundes, lebensfähiges Gemeinwesen?

Warum uns also der Einsicht verschließen, wie wichtig es ist, daß die Gesetzgebung sich nie überstürzt, sondern den Entwicklungsgang eines Volkes genau überwacht, um dessen Leben zu verlängern?!

Darmstadt, im Mai 1872.

Aug. Maurer,
wohnhaft in Briare.
(Loiret.)

In den ersten Tagen des Monats Juli 1870 hatte ich Briare, meinen Wohnort an der Loire, verlassen, um mich über Paris-Tours-Bordeaux für einige Wochen in die Pyrenäen nach Eaux-Bonnes zu begeben, einem unweit Pau gelegenen reizenden Curorte, in der Absicht, meiner angegriffenen Gesundheit wieder aufzuhelfen. Ich hatte jenen Theil Frankreichs noch nie bereist, mein Interesse war darum doppelt rege. Das Jahr hatte sich bis dahin durch eine ganz außergewöhnliche Trockenheit ausgezeichnet; alle Futterkräuter waren mißrathen und der Stand der Winter- und Sommerfrüchte erfüllte Jedermann mit Besorgniß. Es war mit Gewißheit eine große Theuerung für den Winter vorauszusehen. Theuerungen sind von jeher in Frankreich sehr gefährlich gewesen; diesmal aber waren die Befürchtungen um so größer, als das Kaiserthum mit den Jahren bereits morsch und der Glaube an seine Dauer sehr schwach geworden war. —

Soweit es die Fahrt in einem Eisenbahnwagen gestattet, hatte ich die Augen stets nach rechts oder links gerichtet, in der Hoffnung, endlich einmal schöne Saatfelder zu entdecken, aber vergeblich! Ueberall, selbst in den fruchtbarsten Strichen, drängte sich eine verkrüppelte, dünnstehende, durchaus hoffnungslose Vegetation dem betrübten Auge auf. Selbst der im übrigen schöne Anblick der Landschaft konnte dasselbe mit diesem traurigen Eindruck nicht versöhnen. Eine wahrhaft tropische Sonne und gänzlicher Wassermangel hatten jede Hoffnung vernichtet.

Ein wenn möglich noch peinlicherer Eindruck erwartete mich in den „Landes" hinter Bordeaux. Dort, in jener weltbekannten, viele Quadratmeilen großen Wüste, war es mit den Jahren und unter großer Ausdauer gelungen, endlose, unabsehbare Nadelholz-Waldungen anzulegen, die nur wenigen großen Grundbesitzern angehören und in großartigem Maßstabe für Terpentin-Gewinnung und andere harzhaltige Erzeugnisse ausgebeutet werden. Der Kaiser selbst war Eigenthümer einer großen Strecke und einer Art von Muster-Wirthschaft, die den Namen „Solferino" trägt. Jener Industriezweig ist der einzige Gewinn der sehr armen, dünngesäeten Bevölkerung. Sei es nun in Folge der außergewöhnlichen Trockenheit, welche jeder Unvorsichtigkeit großen Vorschub leisten mußte, sei es in Folge

nete, daß dies einen Gesammtverlust von mindestens 100,000 Mann auf feindlicher Seite voraussetze, während die französische Armee, Dank der großen Tragweite ihrer Chassepots und Mitrailleusen und Dank der genialen Führung Bazaine's verhältnißmäßig nur sehr wenig gelitten habe. Auch verweilte man mit dem größten Wohlgefallen bei der Nachricht, daß die weißen, Bismarck'schen Kürassiere vernichtet worden seien. Wie groß war der Jubel, als plötzlich zu lesen war, der König habe den Verstand verloren, Herr von Bismarck sei nach Berlin zurückgereist um einer Revolution vorzubeugen. Prinz Friedrich Karl sei gefährlich erkrankt und dergl. mehr. Man bewunderte, ohne zu wissen warum, die sogenannte, geheimnißvolle, meisterhafte Strategie Bazaine's und war fest überzeugt, daß die Preußen seinen wuchtigen Schlägen in aller Kürze total unterliegen mußten. Auch war man darüber einig, daß die bisherigen Erfolge der Deutschen die Treulosigkeit der Verträge vom Jahre 1815 bewiesen habe, welche sich darin gefallen hätten, die Nord- und Ostgrenze Frankreichs bloszustellen. Frankreich dürfe nicht ruhen, nicht rasten, bis es seine alte natürliche Grenze wiedererobert und die deutschen Barbaren in ihre Wälder jenseits des Rheines zurückgeworfen habe; nur einmal hörte ich eine gemäßigte Stimme, die sich damit begnügen wollte, Rheinpreußen, Rheinbayern und Rheinhessen neutral zu erklären.

Auswärtige Nachrichten kamen keine mehr zu uns; alle fremden Journale wurden an der Grenze aufgefangen, die Telegramme und Redactionen der inländischen Journale streng überwacht; auf diese Weise war allen officiellen und nicht officiellen Lügen der Weg gebahnt.

Als die Nachricht bei uns anlangte von dem ersten Vormarsch des Kronprinzen auf Paris wurde man einen Augenblick bedenklich, tröstete sich aber schnell bei dem Gedanken, daß Mac-Mahon ihm unter den Mauern der Hauptstadt den Garaus machen und daß kein Mann die Heimath wiedersehen würde. Als nach einigen Tagen sein Abmarsch nach Norden sich bestätigte, war man, wenn möglich, noch mehr von seinem Untergange überzeugt. Wie, wußte kein Mensch klar zu sagen, aber die Zeitungen besaßen die Kunst, durch geheimnißvolle Wendungen und Floskeln aller Art, diese Ansicht hervorzurufen und täglich zu bestärken.

Ich vermag nicht, die Stimmung zu beschreiben, in welche mich all dies Gerede versetzte. Ich hatte mir Schweigen gelobt und hielt Wort, so schwer es mir bisweilen wurde und blieb unerschütterlich bei der einfachen Ansicht stehen, daß die schönrednerische Geheimnißthuerei der französischen Regierung bereits errungene deutsche Erfolge zu verschleiern suche.

Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß die jungen Leute aus unserer Gegend, theils Mobilgarde, theils ausgediente, unverheirathete Soldaten der jüngeren Jahrgänge, die man damals zu den Fahnen

erief, bereitwillig, aber ohne Begeisterung gingen, was einige hell-
:hende Franzosen in meiner Umgebung sehr wohl bemerkten und
hmerzlich beklagten.

„Quel dommage," hieß es im Orte, „pour tous ces pauvres
:unes gens, ils vont tous être massacrés! Quel horreur que
a guerre!" Solche Reden konnten unmöglich ermuthigend wirken.

So vergingen die Tage in athemloser Spannung. Unsere Fabrik
)ar damals noch in vollem Gange, so daß ich selbst in einer ange-
:rengten, regelmäßigen Thätigkeit gegen Sorge und Aufregung Schutz
and.

Da plötzlich, an einem Montag Morgen (5. Septbr.) fiel wie
in Donnerschlag die entsetzliche Nachricht in die harrende Menge,
er Kaiser ist gefangen mit 40,000 Mann, die Republik ist prokla-
airt in Paris! Die Bestürzung, welche sich der Gemüther bemäch-
igte, war unbeschreiblich! Man wollte nicht an die Möglichkeit glauben;
:in Wunder! die Gegensätze waren zu entsetzlich, so ganz gegen alle
Erwartung! Doch der Zweifel war nicht lange erlaubt. Die Repu-
lik beeilte sich, die ganze Größe des Unglücks dem Lande mitzutheilen,
m die Schmach des Kaiserreichs recht hervortreten zu lassen, vielleicht
uch um Stimmung für den Frieden im Lande hervorzurufen, und
ieselbe geschickt zu verwerthen für die Fortsetzung des Kampfes und
ie Befestigung der Republik. Beides gelang ihr in unsrer Gegend,
o wie überall die feste Ueberzeugung herrschte, daß Paris sich nur
)enige Wochen würde halten können; doch wünschte man diesen Wider-
:and der Ehre wegen. Man schmeichelte sich mit der Hoffnung, daß
er Frieden mit Geld leicht erkauft werden könne, da der eigentliche
lrheber des Krieges vom Schauplatz verschwunden sei und kein Vor-
)and für Deutschland mehr vorliege, den Krieg fortzusetzen; auch der
rlangte Waffenruhm müsse letzteres befriedigen. Nur sehr wenige
ihen voraus, wie sehr der gewaltsame Regierungswechsel den Frie-
:n erschweren mußte. Doch war der Wunsch nach Frieden und
e Rathlosigkeit so groß, daß ich mir eines Abends in einem
reundeskreise, nachdem ich lange Zeit stumm der Unterhaltung, dem
usdru ihrer Wünsche und Besorgnisse, zugehört hatte, folgende Be-
achtungen und Fragen erlauben konnte, ohne auf wesentlichen Wider-
ruch zu stoßen.

„Erlauben Sie mir, meine Herren, einige Betrachtungen, die ich
der Lage und im Interesse beider Theile anstelle. Ich nehme an,
r König von Preußen würde durch Herrn v. Bismarck folgende
nsprache an Sie richten:

„Ihr Kaiser hat uns den Krieg erklärt, in der unzweifelhaften
bsicht, das linke Rheinufer zu erobern, welches Sie alle von Ihrer
chulzeit her als Ihre natürliche Grenze betrachten, und von neuem
litische Spaltung bei uns hervorzurufen, unter dem falschen Vor-
ande, daß wir von jeher eine Eroberungspolitik befolgt haben, die
h nur auf die Stärke stützt und jedem Rechte Hohn spricht. Das

Verhängniß will, daß die französische Nation diese Meinung theilt und noch viele andere, die ebenso irrthümlich und schicksalschwanger sind. Das Glück der Waffen ist uns günstig gewesen. Das Kaiserreich ist gefallen. Können wir uns, wie Frankreich es zu glauben scheint, mit seinem Falle begnügen und seine Sache von der des Landes trennen?!

„Allerdings ist es wahr, daß der Kaiser sich zu diesem Kriege aus dynastischem Interesse entschlossen hat, um die Aufmerksamkeit von seinen Verlegenheiten im Innern des Landes abzulenken und vermöge einer Siegesernte seinen schwankenden Thron wieder zu befestigen. Aber ebenso wahr ist es auch, daß er diesen Krieg nur deshalb erklären konnte, weil derselbe den hundertjährigen Ueberlieferungen der Politik Frankreichs entspricht, seinem Instincte, seinen Vorurtheilen, seinen geheimen Begierden. Haben die neun Zehntel Ihrer Kammer, hat Ihr ganzer Senat nicht rasend Beifall geklatscht?!

„Diese Ueberlieferung, welche darin besteht, durch die Uneinigkeit und Schwäche der Nachbarn herrschen zu wollen, unter dem falschen Vorwande eines wahren Gleichgewichts, wird das Kaiserreich überleben, weil sie urfranzösisch ist und nicht allein kaiserlich. Alle französischen Staatsmänner hängen ihr an, Herr Thiers nicht ausgenommen, jener geschworene Feind des Kaiserthums; sie sind nur über das zeitgemäße der Maßregeln unter sich uneinig.

„Und leidet Frankreich nicht außerdem an einem chronischen Uebel, welches periodisch die Ruhe seiner Nachbarn stört? Seine Sucht nach periodischem Umsturz erzeugt die Unbeständigkeit seiner Regierungen; Letztere sind darum immer verführt, innere Gefahren nach Außen abzulenken und Zerstreuung zu suchen, wozu ihnen die bestehende Militärorganisation behülflich ist. Wir erleben jetzt gerade den traurigen Beweis. Der Kaiser hat „va banque“ gespielt und seinen letzten Trumpf, weil er seine Unabhängigkeit in der Führung der Geschäfte Frankreichs eingebüßt hatte, Dank jenem revolutionären Geiste. Die Republik wird denselben Versuchungen ausgesetzt sein; sie wird nicht allein dieselben Schwierigkeiten haben, um sich festzusetzen und zu behaupten, ihr innerstes Wesen treibt sie auch zur Verbreitung nach Außen. Ja selbst die französische Armee ist versucht, den Gehorsam jeder Regierung zu kündigen, die sie ohne periodische Beschäftigung läßt.

„Möge Frankreich sich einen Augenblick an unsere Stelle denken! Es würde gewiß sehr natürlich finden, daß wir gezwungen sind, auf unsrer Hut zu sein gegen jene feindselige Haltung, welche durch eine falsche politische Erziehung in Frankreich Wurzel schlug.

„Was man auch in Frankreich sagen möge, um dem Irrthum und Vorurtheile Nahrung zu geben, so haben wir doch bei uns zu Hause keine jener innern Ungesundheiten, die nach Außen unsre Politik fälschen könnte.

„Weder revolutionäre, noch kriegerische, noch herrschsüchtige Ueber-

eferungen beherrschen unsere Politik; Frankreich allein zwingt uns
nsere Politik auf, und, was schlimmer ist, läßt uns keine Wahl. Die
:anzösische Politik, französisches unberechenbares Ungestüm, die Furcht
or Frankreich haben die deutsche Einheit geschaffen; ohne Eure Fehler
)ürde dieselbe nie geboren worden sein! Wir haben uns militärisch
rganisirt um der Einmischung die Stirne bieten zu können, die wir
on französischer Seite vorausgesehen haben. Diese Organisation ist
)rer ganzen Natur nach defensiv; ihr Lebensprincip beweist es ge-
ugsam jedem aufrichtigen und unbefangenen Manne!

„Leider ist es gelungen, Euch das Gegentheil glauben zu machen;
3 ist dies eine schändliche Verleumdung und zugleich ein unermeß-
ches Unglück. Sie hat ihren guten Antheil an diesem Kriege und
) lange man daran glaubt, wird sie unvermeidlich die Gefahren ver-
iehren, die uns von Seiten Frankreichs drohen.

„Sie sehen, wie zahlreich die Gründe sind, die uns nöthigen,
rankreich zu fürchten.

„Was ist demnach natürlicher, als unser Wunsch, eine so zwei-
eutige und gewitterschwangere Lage ändern zu können! Aber wie?!

„Ein Gedanke hat uns beschlichen! Wir haben einen Augenblick
aran gedacht, zwei Provinzen wieder zu fordern, welche, obschon
on deutschem Ursprung doch mit der Zeit durch die Entwicklung
)rer täglichen Interessen französisch geworden und französisch gesinnt sind.
Bir haben denselben bei Seite geschoben; denn was wäre dies anders
ewesen, als eine Nachahmung jener falschen französischen Theorie der
atürlichen Grenzen, als eine Begehung desselben Fehlers, den Frank-
eich ohne allen Zweifel auf unsere Unkosten begangen haben würde,
)enn es gesiegt hätte! Wir hätten das Uebel nur vermehrt, anstatt
3 zu heilen! Wir können nur unsere Zuflucht nehmen zu moralischen
Einflüssen.

„Leider ist dies kein zuverlässiges, sondern vielmehr ein ideales
Feld! Aber dennoch! Nehmen wir an, wir hätten uns nur bekämpft,
m eine ebenso neue als fruchtbare Idee für beide Theile, Frankreich
owohl als Deutschland, zu verwirklichen!

„Wir sind aufrichtig, ganz und gar aufrichtig, denn unsere wahren
Interessen wollen es so, wenn wir Euch die Erklärung geben, daß
vir die Allianz zwischen Frankreich und Deutschland als das sicherste
ind fruchtbarste Pfand für den Frieden Europas betrachten; und
vie leicht würde dieselbe sein, wenn Eure Staatsmänner sich nur
inmal und für immer von der einfachen Wahrheit überzeugen wollten,
'aß alle Lebensinteressen der beiden Völker entweder parallel
aufen oder sich miteinander vermengen, daß es ganz allein von dem
Willen Frankreichs abhängt, damit Deutschland, anstatt eine einge-
bildete Gefahr für es zu sein, eine wirkliche Vermehrung seiner eignen
Kräfte werde. Dieser Gedanke ist ebenso neu als großartig. Sollte
der Augenblick nicht gekommen sein, in gründlicher und dauerhafter
Weise den Ideengang in Frankreich zu unseren Gunsten ändern zu

können, Dank der Macht und dem Einflusse, den uns unsere G
verschafft haben?

„Der Augenblick scheint uns gekommen, den Versuch zu wa
Wir würden Vorwürfe verdienen, es nicht zu thun, denn wenn
gelingt, so würden wir damit die größte Handlung der Neuzeit
die größte Wohlthat für die Zukunft vollbringen. Das Kriegs
hat uns einen Trumpf in die Hände gegeben; wir wollen ihn
spielen zum besten der Welt; gewinnt er nicht, so wird unsere V
antwortlichkeit eingelöst sein, die Eurige dagegen belastet bleiben
alle verhängnißvollen Folgen der ganzen Welt gegenüber.

„Folgendes sind unsere Friedensbedingungen:

„Frankreich wird uns eine bedeutende Kriegsentschädigung zah
im Verhältnisse zu seinem Reichthum und den mittelbaren und
mittelbaren Verlusten, welche uns der Krieg verursacht hat.

„So lange dieselbe nicht bezahlt sein wird, werden wir
Festungen in Elsaß und Lothringen als Pfand behalten.

„Eine allgemeine Volksabstimmung wird in den nächsten 14 Ta
entscheiden, ob Frankreich seine jetzige Regierung und unsere Bedin
ungen annimmt. Die Mehrheit muß mindestens zwei Drittel al
Wähler betragen.

„Inzwischen verpflichtet sich Frankreich, keinerlei militärische V
änderungen zu treffen; wir selbst werden bleiben, wo wir sind.

„Dagegen bieten wir Euch unsere offensive und defensive Allia
zur Erhaltung des status quo in Europa; auf der Stelle würd
wir Oesterreich, Italien und England als Alliirte haben und hien
das Verdienst, unserem Welttheile für lange Jahre den Frieden
sichern.

Bedenkt es wohl! Wenn Frankreich nicht annimmt, so wird
moralisch ganz Europa auf dem Nacken haben und uns zwingen,
mit einem verzweifelten Kriege zu überziehen, dessen Ausgang nic
zweifelhaft sein kann und ihm schließlich Friedensbedingungen aufzuer
legen, die von einer ganz entgegengesetzten Politik eingegeben sei
werden.

„Gesetzt, Herr von Bismarck würde Euch dergestalt anreden, wa
würde wohl Eure Antwort sein?"

„Ja, würden wir sagen, tausendmal Ja!" hieß es aus eine
Kehle, „wir würden sagen, der König von Preußen ist der beste alle
Menschen und Herr von Bismarck der Weiseste aller Weisen, de
größte Politiker aller Zeiten! — Aber er wird eine solche Sprach
nicht führen! Sie werden es sehen!"

„Auch ich bin fest überzeugt, daß er diese Sprache nicht führen wird,
aber ich glaube, daß es sein aufrichtiger Wunsch wäre, sie führen zu
können," war meine Antwort. „Aber er kann nicht, und zwar aus
folgenden Gründen:

„Ihr seid in seinen Augen unverbesserlich, und hat er Unrecht
dies zu glauben, wenn die besten Geister Frankreichs ein Gleiches

thun? Er mißtraut Eurem Temperamente, Eurer außerordentlichen Unbeständigkeit, Euren innern Schäden und Ungesundheiten, die stets geneigt sein werden, Eure Politik nach Außen zu fälschen; er würde gute Gründe haben, Eure nationale Eitelkeit zu fürchten, welche, weit entfernt die Größe jenes Gedankens zu fassen, nur Furcht und Ohnmacht darin lesen würde; er weiß, daß der militärische Chauvinismus Euch verhindert hat, Waterloo zu vergessen, welches doch Frankreich zu seiner großen Freude von dem ersten Kaiserreich befreite; er fürchtet, daß dieser selbe Chauvinismus Euch verhindern wird, Sedan zu vergessen, obschon es Euch einen analogen Dienst geleistet hat, und um so unbeugsamer sein wird, als er sich diesmal nicht ganz Europa, sondern nur Deutschland gegenüber befindet. Er ist genöthigt, anzunehmen, daß das Verhängniß Euch zu periodischen Umwälzungen verurtheilt, Dank allen jenen, die bereits stattgefunden und so viele Parteien erzeugt haben, welche niemals der Reform, sondern immer dem Umsturz dienen werden; daß die Unbeständigkeit Eurer Regierungen sie stets verhindern wird, eine weitaussehende Politik zu verfolgen, trotz aller schönen Worte, womit man dieselbe auch immer schmücken mag; daß sie nur von Auskunftsmitteln und Ueberraschungen leben können, daß das Phrasenthum immer in Frankreich herrschen wird.

„Versetzen Sie sich an die Stelle des Herrn v. Bismarck und fragen Sie sich, was Sie thun würden?

„Würde Ihnen nicht der Gedanke kommen, daß es im Interesse Deutschlands viel besser ist, sich gegen Frankreich zu schützen, als ihm zu trauen?

„Ich fürchte, daß seine Friedensbedingungen dieser Geistesrichtung entspringen werden.

„Für meine Person würde ich im Interesse beider Länder einen solchen Ausgang tief beklagen; aber ich finde, daß die größere Schuld daran Frankreich und nicht Deutschland trifft und daß Frankreich nur ernten wird, was es gesäet hat, durch sein lärmendes Wesen und seinen revolutionären Geist."

Diese Sprache war gewiß eine freimüthige und mir nur möglich in einem engen Freundeskreise, in dem ich geliebt und geachtet war, und in welchem man von jeher meinem Urtheil Werth beigelegt hatte. Sie war meinen Freunden nicht auffallend, weil sie in vollem Einklang mit Ansichten stand, die ich seit Jahren in ihrem Kreise vertheidigt hatte. Auch war der Schlag von Sedan so niederschmetternd und die Lage plötzlich so trostlos geworden, daß sie bei ihrer angeborenen Beweglichkeit gerne die Ansicht eines besonnenen und wohlmeinenden Fremden anhörten und sie geneigt machen mußte, sich ihre eigenen Fehler einzugestehen. Ich schulde meinen Freunden das ehrende Zeugniß, daß sie mir in der Hauptsache Recht gaben; die Unverbesserlichkeit des Nationalcharakters sofort einräumten und mit mir beklagten, wie sehr schwierig ein gesunder Friedensschluß sei.

Ich fand namentlich auch Beifall für die Bemerkung, daß die Ungesundheit der inneren politischen Zustände sehr deutlich ir Kriegsführung erkennen lasse; der Mangel an politischer Unabhä keit habe offenbar die Entschlüsse des Kaisers und seiner Regie in der nachtheiligsten Weise beeinflußt. Die Furcht vor dem S habe alle ihre Ideen geleitet und gefälscht. Schon Mac-M hätte bei dem unvorbereiteten Zustand der Gesammtarmee den K bei Wörth gar nicht annehmen dürfen. Schon nach dem Tage Weißenburg hätte sich die ganze Armee in Eilmärschen zurückz müssen, um Zeit und Kraft zu gewinnen. Paris hätte von Tage der Kriegserklärung an reichlich verproviantirt und in theidigungszustand gesetzt werden müssen. Von alledem sei r geschehen, aus Furcht vor übelwollender Kritik und dem lauer Parteigetriebe. Das Mißlingen einer Unternehmung werde in F reich keiner Regierung verziehen; sie sei zum Siege für alle verurtheilt. Es sei klar, welchen gefährlichen Druck ein so s wiegender Einfluß auf die Entschlüsse jeder Regierung ausüben n

Als die Nachricht von der Zusammenkunft des Herrn F mit Herrn v. Bismarck in Ferrières zu uns gelangte, hörte i jenem Kreise, der nichts weniger als republikanisch gesinnt offen die Frage aufwerfen, ob die Republik wohl aufrichtig Frieden wolle; man meinte, und gewiß mit sehr viel Wahrs lichkeit, daß dieselbe in der Vertreibung des Feindes das sic Mittel suchen werde, sich zu befestigen.

Und doch fand das Manifest Favre's einige Tage später theilten Beifall. Favre kannte seine Franzosen, indem er da nicht als Staatsmann, sondern als akademischer Phrasenmacher Herrn v Bismarck verhandelte.

Herr v. Bismarck verlangt Elsaß und Lothringen! Nimmer Mehr kann er uns im schlimmsten Falle niemals nehmen! Also bis aufs Messer! hieß es; auch das Ausland kann einen solchen unmöglich dulden! Niemand dachte daran, daß Frankreich mit rüstung die Einmischung des Auslandes zurückgewiesen haben n wenn es als Sieger sich die Rheinlande hätte einverleiben und Jedermann überließ sich mit Zuversicht den Erwartungen, die bekannte Rundreise des Herrn Thiers in ganz Frankreich wa

Die Stimmung hob sich sofort und der unbesiegbare B wurde wieder der Held des Tages. Nur Geduld, hieß es, er schon zur rechten Zeit den Preußen in den Rücken fallen! Die blendung über die wahre Lage Bazaine's war wirklich unbeschre man bildete sich fest ein, er stehe freiwillig bei Metz und ve unter dem Schutze der Forts die feindliche Armee durch t Scharmützel.

Ergötzlich und betrübend zugleich war der Eindruck, den b kannten Erlasse Victor Hugo's auf meine Freunde machten. lachten bei ihrer Lectüre laut auf, schüttelten den Kopf über

elegischen Unsinn und bedauerten lebhaft, wie lächerlich dergleichen auf Unkosten Frankreichs dem gesammten Auslande erscheinen müsse.

Beide Erlasse: der erste, welcher im Namen aller möglichen Hugo'schen Traumgebilde die Deutschen sehr herzlich und brüderlich einlud, sie möchten des lieben Friedens willen sofort wieder umkehren und den geheiligten Boden Frankreichs verlassen; der zweite, welcher über die Nichtachtung dieser höflichen Einladung sich entrüstet und herrisch in die Brust warf und nicht müde wurde, eine wahre Perlenschnur nie dagewesener, untrüglicher Mittel aus dem Aermel zu schütten, um diese modernen Vandalen und Hunnensöhne zu vernichten; worin er unter anderm alle französischen Dächer und Felsen einlud, den Feind zu zermalmen, das französische Pflaster, Frankreichs Sand und Steine in die Schranken rief, um sich in Glasscherben zu verwandlen, damit jeder Fortschritt des Gegners unmöglich würde; der patriotischen Erde Frankreichs befahl, ihre Eingeweide zu öffnen um die Barbaren zu verschlingen, und dergleichen Radicalmittel mehr, werden ewig und überall für die Sprache eines Mannes gelten, den nationale und persönliche Eitelkeit für das Irrenhaus reif gemacht haben.

Dagegen machte die Ansprache des Bischofs Dupanloup an den König den günstigsten Eindruck. In sehr anständiger und zugleich hochherziger Weise wandte er sich an dessen Edelmuth. Er suchte sein Herz zu rühren durch eine gewandte Anspielung auf das Märtyrerthum seiner königlichen Mutter und seine Politik zu beeinflussen durch geschichtliche Vergleiche und christliche Anschauung. Diese Sprache war wirklich schön und edel; auch ich ließ mich von ihr hinreißen, und wünschte von Herzen, daß es dem König möglich wäre, ihr Gehör zu geben.

Unser engerer Kreis hatte sich um jene Zeit schon um zwei Pariser Familien vermehrt, die sich in unser Haus geflüchtet hatten, alle liebenswürdige, verständige Menschen. Die eine, nur aus Frau und Mann bestehend, in mittlerem Alter, letzterer groß, blond und von militärischem Aussehen, machte tägliche Ausflüge in die Umgebung, namentlich auch in die Gemarkung von Gien. Es kam vor, daß die Leute bei solchen Gelegenheiten sich nach der Richtung von Wegen erkundigten, nach Entfernung und Lage von Pachthöfen und Ortschaften und dgl.; dies erregte bei den Bauern Verdacht und alsbald verbreitete sich das Gerücht in Gien, Herr M. habe seine Schwester, die an einen preußischen Offizier verheirathet sei, mit letzterem nach Briare kommen lassen und im Hause des Herrn F. B. einquartiert. In Briare fand die Fabel keinen Anklang, weil man das Ehepaar aus früheren Jahren her schon kannte. Es blieb den braven Leuten nichts anderes übrig, als ihre Ausflüge sehr zu beschränken und sich jeder Frage zu enthalten.

Seit dem Vormarsch der Deutschen auf Paris hatte sich übrigens die Stimmung in Briare selbst vollends zu meinen Gunsten geändert.

Ein Jeder fürchtete damals schon die Preußen zu sehen, obgleich ich mir alle mögliche Mühe gab, den Leuten mit der Karte in der Hand zu beweisen, daß dies ganz und gar unwahrscheinlich sei, unsrer süd-westlichen Lage wegen. Aber die Furcht macht blind. Von da an rechnete ein Jeder fest auf meine Unterstützung im Falle der Noth und hätte ich damals freiwillig gehen wollen, so würden sich mir die Männer und Weiber des ganzen Orts flehend in den Weg gestellt haben, um meinen Sinn zu ändern. Die Leute kamen von allen Seiten, um Trost bei mir zu suchen. Man möge sich erinnern, in welch abscheulicher Weise die Zeitungen Tag für Tag die deutschen Truppen verleumdeten, sie als Räuber und Mörder, als Frauenschänder und Wärwölfe der erregten, unwissenden Menge vor Augen führten und man wird leicht den Schrecken begreifen, den die Voraussicht ihrer Ankunft verbreitete. Ich verpfändete zum voraus mein Ehrenwort für das Betragen meiner Landsleute und hatte hierin das einzige und beste Mittel gefunden, gar manche schwache Seele zu beruhigen.

„Sollten sie wirklich zu uns kommen," sagte ich ihnen, „was im Laufe des Krieges und bei unsrer Lage an der mittleren Loire allerdings möglich ist, dann zeigt den Leuten nur guten Willen und Ihr werdet sehen, wie leicht sich mit ihnen leben läßt und wie sehr man Euch täglich belügt." Ich will hier schon bemerken, daß sich dieser Ausspruch zu meiner großen Genugthuung bei uns bewahrheitet hat, einzelne Excesse abgerechnet, die sich vielmehr durch die allmälige Ausartung des Kriegs und die täglich zunehmende gegenseitige Erbitterung, als durch wirkliche Roheit und gewissenlose Rücksichtslosigkeit erklären lassen.

Kaum war die Nachricht von der Schlacht bei Sedan und dem Regierungswechsel bei uns angelangt, als sich der Hausherr nach Paris begab, um Kapitalien flüssig zu machen und Baarmittel nach Briare zu schaffen zur Ernährung seiner großartigen Fabrik. Mit seltener Voraussicht berechnete er, daß der Krieg viel länger dauern würde, als Jedermann glaubte, weil die Republik die äußersten Anstrengungen machen müsse, um sich zu behaupten und Deutschland seinerseits die größten Opfer bringen werde, um als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen. Nach der Einnahme von Paris, die er, wie Jedermann, nach wenigen Wochen schon erwartete, kann der Krieg bis in die Pyrenäen gedrängt werden, meinte er, ohne Friedensschluß. Hiernach bemaß er seine Mittel und sorgte für eine sechsmonatliche Reserve. Mit Ausnahme der jungen Leute, welche unter die Waffen gerufen wurden, behielten wir bis auf weiteres unser ganzes Personal, theilten dasselbe in zwei gleiche Hälften, die sich in der Arbeit alle acht Tage ablösten, so daß unsere Production und Geldausgabe auf die Hälfte herabsank und doch ein Jeder Brod behielt.

Das Fleisch war bei uns plötzlich und für die Dauer von zwei Monaten sehr wohlfeil geworden, was auffallend erscheinen mag, jedoch

von allgemeinen und localen Ursachen hervorgerufen war. In Folge der allzugroßen Sommerdürre waren die Futterkräuter gänzlich mißrathen; der voranschreitende Krieg, der Mangel an Transportmitteln machte den Futterbezug von außen und den Viehverkauf nach außen unmöglich, so daß den Viehbesitzern nichts übrig blieb, als zu jedem Preis an Ort und Stelle zu verkaufen oder selbst abzuschlachten und einzusalzen. 60 bis 70 Centimes das Kilogr. Rindfleisch war der tägliche Preis im Kleinverkauf. Ein so abnormer Zustand mußte natürlich späterhin seinen Ausgleich suchen und sich bitter rächen.

Wir hatten kaum die vollständige Einschließung von Paris und die Flucht bei Chatillon erfahren, als ein Telegramm des neuen Unterpräfecten in Gien die Nachricht brachte, der Feind habe zwei Forts im Sturm genommen. Das Telegramm war nicht sehr klar abgefaßt, so daß es zu Zweifeln berechtigte. Die neue republikanische Behörde, welche sich im Gegensatz zu der verdrängten Regierung den Anschein der Aufrichtigkeit geben wollte, theilte es nur als Gerücht mit. Es entspann sich in meiner Gegenwart unter einer Anzahl von Bauern und Kleinbürgern des Orts ein lebhafter Streit über den Werth des Telegramms. Die Mehrzahl meinte, es sei eine böswillige Erfindung des Feindes, um Schrecken und Lähmung im Lande zu verbreiten, einige aber äußerten halblaut und unter sich: „Ganz gut, wenn es nur wahr wäre, desto schneller hätten wir Frieden."

Die Ansicht, daß Paris nach wenigen Wochen schon fallen müsse, war ganz allgemein und gewiß sehr gerechtfertigt. Hat Hr. v. Bismarck und seine Umgebung dieselbe nicht auch getheilt?

Unsere Pariser Flüchtlinge waren fest überzeugt, nach vier Wochen schon wieder zurückkehren zu können und hatten gar nicht daran gedacht, ihre Winterkleider mitzunehmen.

Man hatte nur sehr unvollkommene Kenntniß von der ungeheuren Masse lebender und todter Nahrungsmittel, die in Paris aufgespeichert worden und Tag und Nacht vom 8. August bis zum 19. September, also in sechs Wochen Zeit, auf allen Verkehrswegen angekommen waren.

Nur für Holz und Steinkohlen scheint man nicht die nöthige Voraussicht gehabt zu haben; wahrscheinlicher ist, daß materielle Hindernisse eine größere Anhäufung unmöglich machten. Wer in aller Welt aber konnte jenes Wunder von Ausdauer voraussehen, welches eine Stadt von zwei Millionen Menschen vier volle Monate lang bethätigt hat?! Wer wird nicht mit voller Ueberzeugung anerkennen, daß ein großer Theil der Pariser Bevölkerung von lebendigem Ehrgefühl und wirklicher Vaterlandsliebe beseelt war und bereitwillig die größten Opfer brachte?! Wer aber könnte leugnen, daß für die Masse in Wahrheit ganz andere Elemente maßgebend gewesen sind? Die Lüge, der Haß und das Geld: die Lüge, welche sich darin gefiel die Unbesiegbarkeit Bazaine's in allen Tonarten aufzutischen und sein Erscheinen unter den Mauern von Paris fortwährend in Aus-

sicht zu stellen und, als diese Schüssel verbraucht war, nicht müde wurde, auf dem kleinen Vortheil bei Coulmiers in triumphirender und prophetischer Weise herumzureiten, die Massenerhebung ganz Frankreichs, jede Niederlage im Süden, Norden und Osten als Siege zu verkünden, jede authentische Nachricht aber als schamlose, tückische Erfindung des Feindes zu brandmarken; — der Haß, der wüthende, tödtliche Haß, der sich nach und nach in den Gemüthern festsetzte, in der verletzten Nationaleitelkeit seinen Ausgangspunkt und in den abscheulichsten Lügen tagtäglich seine Nahrung fand, war für Alle das wirksamste Bindemittel und ganz besonders geeignet, Thatkraft und Opferwilligkeit zu unterhalten; — das Geld, welches dazu diente, die zahlreichen gefährlichen Elemente der Hauptstadt zu füttern und moralisch im Schach zu halten.

Die Nachricht von der Uebergabe der Festung Straßburg machte bei uns wenig Eindruck, weil die ganze Aufmerksamkeit auf Paris gerichtet war und Jeder sehr wohl einsah, daß das Schicksal der Hauptstadt die Entscheidung bringen würde. Dagegen verursachte die Einnahme von Orleans, der Hauptstadt unseres Departements, zu Anfang October durch das Tann'sche Corps einen panischen Schrecken.

Man sah den Feind schon in Briare einrücken und erzählte sich beständig von den deutschen Patrouillen die von nun an alltäglich bis in die Nähe von Gien sichtbar wurden. Viele Flüchtlinge des de Lamotte'schen Corps kamen bei uns durch und trugen das Ihrige dazu bei, den Schrecken zu vermehren. Darunter waren auch Söhne aus dem Orte; einer derselben hatte vom Schlachtfelde einen bayerischen Infanteriehelm als Trophäe mit nach Hause gebracht, zu dessen Besichtigung die ganze Einwohnerschaft tagelang wallfahrte. Der Besitzer rühmte sich, er habe siebenzehn Bayern eigenhändig erschossen und erntete für so viel unbestrittenen Waffenruhm die staunende Bewunderung seiner gaffenden Landsleute. Bei dieser Gelegenheit wurde wieder die interessante Geschichte einer Fahne aufgefrischt, die bei Wörth 27mal den Träger gewechselt habe, die Alle nach einander gefallen seien, der 28. habe sie dennoch gerettet. —

Einer der Flüchtlinge, der am Oberarm eine tiefe aber ungefährliche Schußwunde hatte, war zur Pflege in unserem Hause aufgenommen worden. Er war in Civilkleidung bei uns angelangt und hatte keine anderen Papiere bei sich, als die Bescheinigung eines Wundarztes in Orleans. Seinem Accent und seiner Aussage nach gehörte er dem Norden Frankreichs an, hatte in einem Infanterie-Regimente schon mehrere Jahre gedient und war erst seit einigen Wochen aus Algerien zurück. Sein anständiges gelassenes Wesen gefiel mir, so daß ich für seine Bedürfnisse Sorge trug und ihm häufig persönlich bei seinem Verbande behilflich war. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß er das Hemd eines deutschen Soldaten auf dem Leibe trug, von grober Leinwand den vollen Namen in chemischer Tinte gezeichnet. Auf meine Frage, wie er in Besitz desselben gekommen sei, erzählte

er mir ganz schlicht und unbefangen, daß eine barmherzige Schwester in Orleans ihm seinen ganzen Anzug verschafft habe, den er gegen seine Uniform gewechselt, um durch die feindlichen Linien zu entkommen. In jenem Hospitale zu Orleans hätten auch deutsche Verwundete gelegen und wahrscheinlich rühre das Hemd von einem verstorbenen, deutschen Soldaten her. Seine Erzählung hatte andere Ohrenzeugen und wurde sehr schnell in Gien bekannt, von wo sofort das alberne, aber gefährliche Gerücht in Umlauf gesetzt wurde, Herr M. habe einen Spion in Schutz genommen und verpflege ihn eigenhändig. Die Sache hatte weiter keine Folgen, weil sie auf den Widerspruch der verständigen Leute stieß, aber dem armen Menschen war gewaltig bange und er war herzlich froh, als er mit unserer Hülfe und Bescheinigungen der Localbehörde in der Eisenbahn saß, um dem Depot seines Regimentes in Tarbes wieder zuzueilen.

Die Leute gewöhnten sich allmälig an jene von Orleans drohende Gefahr und lasen ohne besondere Ungeduld die täglichen Bulletins, welche die Behörde in Gien über die Bewegungen des Feindes zum besten gab und die geringfügigsten Dinge in lächerlicher Weise breit trat. — Man fing sogar an, sich wieder sicher zu fühlen, als man die Anfänge der neuen Loire-Armee, aus Linientruppen bestehend, Mitte October bei Gien zusammenzog und fester zu organisiren begann. Die Leute bildeten ein großes Feldlager der Loire entlang und theilweise in ihrem Bette, denn der Fluß war durch die anhaltende Trockenheit zum Bach geworden.

Die Ansicht dieses Lagers war äußerst malerisch und wirkte sehr günstig und belebend auf die Einwohner der Umgegend, die dergleichen noch nie gesehen. Die Gerüchte von Spionen kamen wieder in Umlauf und die Behauptung, daß zwei Preußen als barmherzige Schwestern verkleidet, nächtlich das ganze Lager durchschritten hätten, fand allgemeinen Glauben.

Man hatte schon oft genug die Rath- und Thatlosigkeit der Regierung in Tours einer scharfen Kritik unterzogen und trotz allem Unglück herzlich gelacht über die improvisirte, kriegerische Begabung des greisen Advocaten Cremieux, seinen würdigen Helfershelfern Glais-Bizoin und dessen abgetragenen Hut und war darum um so angenehmer überrascht, als eines Tages die originelle Nachricht eintraf, Herr Gambetta habe in Paris ein Luftschiff bestiegen und sei wohlbehalten in Tours angekommen. Seine Proclamationen, welche bekanntlich die entschlossene Haltung der Pariser, die Vortrefflichkeit und den Umfang der dortigen Rüstungen, die Unerschöpflichkeit aller Vorräthe in gewandter Tonart besangen, gaben plötzlich der allgemeinen Stimmung einen neuen, festen Halt. Von dem Falle von Paris war keine Rede mehr und man faßte Vertrauen zu dem bis dahin noch wenig bekannten Manne. Die republikanische Presse wurde nicht müde, seine Einsicht und Thatkraft zu rühmen. Die romantische Luftfahrt hatte ihn in den Augen der Menge zum Helden

gestempelt. Seine Aussagen fanden um so mehr Gehör, als sie in der Hauptsache mit allen Privatnachrichten übereinstimmten, die mit der Luftpost bei uns ankamen.

Man schrieb wiederholt aus Paris und nach allen Seiten: „Wir sind auf sechs Monate reichlich verproviantirt und brennen vor Kampfbegierde; unsere Streitkräfte mehren und bessern sich täglich, unsere Marine-Artillerie verursacht dem Feinde alltäglich ungeheure Verluste. Im Vereine mit der Provinz wird es uns bald gelingen, die Barbaren bis auf den letzten Mann zu vernichten."

So begann man an die Möglichkeit einer langdauernden Belagerung von Paris zu glauben und in Folge dessen an eine allgemeine Erlösung.

Das Lager bei Gien wuchs sichtlich. Viele Mobilgarden strömten herbei, namentlich aus dem Südosten und Südwesten Frankreichs: so hatten wir den Besuch und die längere Einquartierung jener, aus den Departements de la Charente und de l'Aveyron, eine jede 3 bis 4000 Mann stark. Die Leute waren guten Muths, aber ohne Begeisterung, schlecht bewaffnet und leicht bekleidet, ohne Säbel, ohne Patrontasche, ohne Tornister, der größte Theil mit Miniégewehren versehen, die aber vor der Wiederaufnahme des Kampfes bei Orleans gegen Chassepots ausgetauscht wurden Von eigentlicher Disciplin, Ordnung und Uebungen keine Spur. Die sogenannten Offiziere lungerten den Tag über herum, ohne sich im mindesten um ihre Leute zu kümmern, einige wenige rühmliche Ausnahmen waren machtlos, klagten bitter und sahen schwarz.

Die Leute suchten natürlich allerlei Zeitvertreib, um die Langeweile zu tödten und den abwesenden Dienst zu ersetzen, machten Jagd auf Hasen und Vögel, auf Hunde und Katzen, wählten die Schornsteine oder Fische im Kanal und dergleichen mehr für ihre freiwilligen Schießübungen als Zielscheibe. In Gien geschah es eines Tages, daß ein ganzes Bataillon lange einer Fischotter nachsetzte, die sich in dem niedrigen Wasser der Loire nicht recht zu bergen wußte. Alle Tage kamen durch Unvorsichtigkeit Verwundungen vor. —

Wir hatten in einem Theil unserer Fabrikräume nahe an 1500 Mann untergebracht; es mußte mir als Director der Fabrik daran gelegen sein, so viel wie möglich Achtung für unsere Fabrik-Polizei unter den Leuten aufrecht zu erhalten. Auch lag mir ob, für manche ihrer Bedürfnisse Sorge zu tragen. In Folge dessen hatte ich häufig Veranlassung in ihrer Mitte Befehle zu ertheilen, mich bisweilen auch tadelnd, ja sogar hie und da drohend ihnen gegenüber auszusprechen. Sehr schnell hatten alle erfahren, wer ich war und wie ein Lauffeuer ging es durch die Glieder: „Monsieur le Directeur est Prussien," und doch achtete ein Jeder in mir die Stellung, die ich im Hause einnahm und nicht ein einziges Mal wurde in meiner Gegenwart ein feindseliges oder nur grobes Wort gegen mich laut. Wohl aber hörte ich öfters im Vorübergehen anerkennende anständige

Aeußerungen, wie folgende und ähnliche: „Tu sais, M. le Directeur est Prussien; mais c'est égal, les gens à Briare l'estiment beaucoup; il parait que c'est un très honnête homme, fort sévère; mais aussi fort juste.“ Diese einfache Thatsache möge als ein neuer Beleg dienen, wie wenig die Ansicht begründet ist, daß blinder Haß jeden Franzosen gegen jeden Deutschen erfüllt habe. Späterhin war ich allerdings genöthigt, mein Verhalten den durchziehenden, französischen Truppen gegenüber zu ändern; doch geschah dies aus Gründen, die das eben Gesagte keineswegs entwerthen und die ich zu ihrer Zeit anführen werde.

So verlief allmälig der Monat October mit steigender Hoffnung. Wenige Tage vor seinem Ende war die officielle Nachricht eingetroffen von einem glänzenden Siege Bazaine's, der 25 preußische Regimenter niedergemacht und eine Menge Proviant erbeutet habe. Da plötzlich verbreitete sich das Gerücht von der Uebergabe der Festung Metz und der Capitulation der ganzen Armee. Die Bestätigung kam sofort hinterher. Schrecken, Entmuthigung, Entrüstung waren gleich groß bei diesem zerschmetternden, ungeahnten Ereigniß. Mit wenigen Ausnahmen schrie Jedermann über Verrath und verlor alle Hoffnung; mehrere Tage weigerten sich viele an die Nachricht zu glauben, weil sie in sich unmöglich sei und schon so viele Nachrichten sich nachträglich als falsch erwiesen hätten. Dem war allerdings so, doch hatten die verblendeten Leute nicht die Logik auf ihrer Seite. Andere waren fest überzeugt, daß die Armee revoltiren und durchbrechen würde, alle aber waren hocherfreut und athmeten tief auf, als die Kunde eintraf von den Unterhandlungen, die in Versailles zwischen den Herren Thiers und v. Bismarck im Gange waren, um einen Waffenstillstand zu vereinbaren, auf Veranlassung der neutralen Mächte, wie es hieß. Gar Mancher packte bereits seinen Koffer, um für einige Tage nach Paris zu reisen; unsere Pariser Flüchtlinge namentlich sahen bereits im Geiste alle ihre Lieben wieder; nur einige meiner intimsten Freunde hatten kein Vertrauen in den Abschluß, weil sie sich unbefangen Rechenschaft ablegten von den ungeheuren Schwierigkeiten, die demselben im Wege standen. Ich selbst war über den Ausgang der Verhandlungen keinen Augenblick im Zweifel gewesen, trotz aller meiner Wünsche; ich machte mir sofort klar, daß ein Waffenstillstand ohne sehr positive Garantieen das bereits Errungene für Deutschland wieder in Frage stellen könnte und daß bei der tollkühnen und dictatorischen Politik Gambetta's für derartige Bürgschaften nicht die geringste Aussicht sei. Auch die Uebergabe von Metz war für mich gar keine Ueberraschung. Die Nachricht von der Reise des Generals Boyer nach Versailles und seiner Rückkehr nach Metz, obschon in ihrem Zwecke durch die Zeitungen völlig entstellt, war zu uns gedrungen und mir als sicherer Vorbote erschienen. Die Enttäuschung war groß, als der Abbruch der Waffenstillstands-Unterhandlungen bekannt wurde, weil ein Jeder nur mit seinen Wünschen

gerechnet hatte. Herr v. Bismarck wurde zu allen Teufeln gewünscht, sein Uebermuth und maßloser Ehrgeiz allein für den Abbruch verantwortlich gemacht.

Doch hielt die Trauer nicht lange vor, denn wir erhielten beinahe gleichzeitig die Nachricht, daß die neue Loire-Armee sich auf Orleans in Bewegung gesetzt habe, um das kleine bayerische Corps zu umgehen und gefangen zu nehmen. Der Plan mißlang, wie Jedermann weiß; dennoch verursachte die Befreiung von Orleans und der Sieg bei Coulmiers eine grenzenlose Freude und Zuversicht. Viele Leute sprachen schon wieder allen Ernstes, nur in Berlin Frieden schließen zu wollen. Allerdings war um jene Zeit während voller 14 Tage die Lage von der Tann's und der Pariser Belagerungs-Armee sehr bedenklich, auch für ganz unbefangene Leute, worunter ich mich zählte, denn die Armee von Metz konnte unmöglich während dieser Zeit mit Nachdruck eingreifen und die gesammte Loire-Armee wurde bei uns von Leuten, die unterrichtet sein konnten, auf mindestens 200,000 Mann geschätzt, der Volksmund sprach von 400,000 Mann; ich selbst war Augen- und Ohrenzeuge, wie volle 12 Tage lang, Tag und Nacht ununterbrochen Eisenbahnzüge Briare passirten, die eine ganze Armee nach Gien urplötzlich aus dem Süden führten. Auch war bekannt, daß im Norden eine Entsatz-Armee in der Bildung begriffen war.

Die Einwohner von Briare und der Umgebung waren täglich massenhaft nach Gien gewandert, um sich die Truppenmasse anzusehen und kamen alle voller Freude und Hoffnung wieder zurück. In meinen Freundeskreisen wurden Zweifel laut über ihre Tüchtigkeit; die Unordnung, der Mangel an Haltung und Disciplin war ihnen nicht entgangen; doch hofften auch sie viel von der sehr zahlreichen Artillerie und der Massenwirkung. Auch lebte ein Jeder in der festen Ueberzeugung, daß die ganze Armee, von der jene bei Gien den rechten Flügel bildete, sich ungesäumt auf Paris in Bewegung setzen und der Ankunft der Metzer Armee zuvorkommen würde.

Es war dies, wie bekannt, um Mitte November, wenige Tage nach dem Rückzuge von der Tann's. In der That hörte man von einem Vormarsch; die Spannung wuchs mit jedem Tag und kam jener gleich, die vor Sedan geherrscht hatte. Täglich trafen verbürgte Nachrichten ein, wie Prinz Friedrich Carl sich in Eilmärschen voranbewege.

In jenen Tagen bekamen wir den Besuch der Mobilisés eines benachbarten Departements, die mehrere Tage, auf Befehle harrend, bei uns verweilten und schließlich in das Lager bei Nevers abmarschirten. In ihrer Mitte war der Präfect des Departements; auch einer seiner Unterpräfecten.

Diese Mobilisirten hatten eben in Nemours eine Uhlanenpatrouille, aus 48 Mann bestehend, im Schlafe überrascht, einige davon niedergemacht und die Uebrigen gefangen genommen. Sie wurden für diese

That in Briare wie Helden verehrt. Mehrere der Herren hatten sich bei dieser Gelegenheit beritten gemacht, auch feindliche Waffen und Kleidungsstücke als Trophäen mitgenommen. Pferde und Gegenstände wurden wie Wunderdinge angegafft. Der Präfect selbst hatte einen Brief bei sich, der in der Tasche eines der Gefallenen gefunden worden war; in der Hoffnung wahrscheinlich, daß etwas Interessantes darin enthalten sein könne, bat er mich denselben zu übersetzen; doch enthielt er nur Privatnachrichten, wie vorauszusehen war, und wünschte das Ende des Krieges herbei. Sein College, der Unterpräfect, hatte nicht das geringste Vertrauen in die französischen Waffen. Er erzählte uns, wie sehr ihm die deutsche Armee bei ihrem Durchmarsch nach Paris durch ihre Disciplin, Organisation und Festigkeit imponirt habe und schöpfte hieraus ohne Rückhalt die Ueberzeugung, daß mit den unfertigen französischen Armeen nichts gegen jene auszurichten sei; er beklagte tief die Fortsetzung des Kampfes im Interesse seines Vaterlandes „Oh les monstres," sagte er, „m'ont-ils fait enrager par leur requisitions et dîre que nous ne pourrons pas les vaincre!" Auch theilte er uns mit, wie er seiner Zeit, in Gesellschaft einiger Freunde, wenige Tage vor der Schlacht bei Sedan, sich in das französische Lager bei Rheims begeben habe, um dem damals so gefeierten Mac-Mahon ihre Aufwartung zu machen und ihre Glückwünsche darzubringen für den Heldenmuth, den er in der Schlacht bei Wörth an den Tag gelegt hatte. Sie seien erstaunt gewesen über die Leichtigkeit, mit der sie mitten in das Hauptquartier und zu dem Marschall hätten gelangen können und tief betrübt und voll banger Erwartung zurückgekehrt über die Unordnung und Rathlosigkeit, die daselbst geherrscht habe und jedem Laien aufgefallen sei.

In jenen Tagen der höchsten Spannung wurde eines Nachts ganz Briare alarmirt, durch die Ankunft eines Stabsofficiers, der die Nachricht brachte, daß ein feindliches Corps von 25000 Mann im Marsche sei auf Briare, offenbar in der Absicht, dem rechten Flügel der Loire-Armee in den Rücken zu fallen. Er hatte Befehl die ganze Nationalgarde des Ortes, alle Hacken, Schaufeln, Aexte ꝛc. zu requiriren, um wenige Stunden nordwestlich von Briare einige unschuldige Kanalbrücken zu zerstören, Verhaue, Wegdurchstiche und dergleichen herzustellen. Schon zwei Tage nachher belachte und beklagte man das Unnütze dieser Vertheidigungsmaßregeln, weil man mit Gewißheit erfahren hatte, daß jene 25000 Mann zu einer kleinen Streifpatrouille zusammengeschmolzen waren, die der Feind auf seiner linken Flanke ausgesandt hatte. Allgemein war man darüber aufgebracht, daß man im eignen Lande so schlecht unterrichtet sei, und der Generalstab der Armee so unsicher und vertrauentödtend auftreten konnte. Eine wahre Entrüstung aber entstand unter meinen Freunden der folgenden Vorfall. Derselbe Offizier machte nämlich am nächsten Morgen in einer offenen Kutsche eine Recognoscirung der Umgebung von Briare, als er plötzlich in ziemlich großer Entfernung

einen Reiter auftauchen sah, den seine erhitzte Phantasie sofort für einen feindlichen Cavalleristen erklärte; er ließ den Kutscher auf der Stelle umkehren und befahl ihm, ohne sich weiter um sein Käppi zu kümmern, das ihm der Wind soeben vom Kopfe genommen hatte, so schnell wie möglich nach Briare zurückzueilen; im Vorbeifahren machte er einen Posten von Nationalgardisten auf den feindlichen Reiter aufmerksam und lud die Leute ein, auf ihn zu schießen; jener, der Niemand anders war, als der treue Diener eines benachbarten Gutsbesitzers und mit einem deutschen Reitersmann nichts gemein hatte, als etwa einen langen Mantel, sprengte vorüber und wurde zu seinem nicht geringen Erstaunen und Schrecken in ein Kreuzfeuer genommen, glücklicherweise ohne verwundet zu werden. Man frug sich mit Recht, wie eine solche Kopflosigkeit möglich sei? und war doppelt entrüstet, daß ein Linien-Offizier, der bei Sedan mitgefochten hatte, Säbel und Revolver trug, der Schöpfer dieses lächerlich-traurigen Vorfalls gewesen war.

Charakteristisch und bemerkenswerth ist auch, daß der genannte Held in seiner Aufregung dem Kutscher mittheilte, daß er persönlich von den Preußen das Schlimmste zu fürchten habe, wenn er in Gefangenschaft gerathe, denn er habe bei Sedan sein Wort gegeben, in diesem Kriege nicht wieder gegen Preußen zu dienen. — Noch ehe die Geschichte in ihrer ganzen Schönheit bekannt wurde, hatte er den Extrazug benutzt, der ihn gebracht und seiner wartete, um nach Gien zurückzukehren: er würde sonst Gelegenheit gehabt haben, wenig schmeichelhafte Gesichter zu sehen.

In den folgenden Tagen hörte man nur von siegreichen Gefechten bei Ladon, Beaune la Rolande auf dem rechten Flügel und noch an anderen Orten im Centrum und auf dem linken Flügel. Einige Gefangene und eine Kanone, die in Gien ankamen, dienten der Menge als unumstößlicher Beleg. Die Zuversicht wuchs stündlich und stieg auf jene Schwindelhöhe, die zu Anfang des Krieges geherrscht hatte, als die pomphafte Proclamation Gambetta's über den Ausfall bei Paris vom 30. Novbr. und 1. Dezbr. bei uns eintraf. Bekanntlich hatte ein Luftschiff am 1. Dezbr. Paris verlassen um der Provinz den Ausfall zu verkünden. Gambetta trug kein Bedenken den halben, bereits wieder eingebüßten Erfolg, als vollständigen Sieg auszuposaunen. Die Stunde der Entscheidung ist gekommen, rief er: Ducrot, dieser energische und unbesiegbare Degen Frankreichs, hat die deutschen Linien durchbrochen und ist im Marsche auf Fontainebleau um der siegreichen Loire-Armee die Hand zu reichen!" Die Leute dictirten bereits den Frieden in Berlin, der für Deutschland entsetzlich hart ausfiel! —

In meiner Umgebung aber wurde eine Stimme laut, es war die des umsichtigen, erfahrenen Hausherrn: „Cette proclamation sent trop la phrase comme toutes celles, qui l'ont précédées," sagte er, „je m'en méfie, on nous a tant de fois trompé; chaque

bonne nouvelle s'est changée, jusqu'à présent en désastre! Dieu veuille que je me trompe cette fois, ce résultat serait magnifique! Mais au diable Gambetta, s'il nous a encore une fois menti!!"

Und in der That! Während die Menge noch den Kanonendonner, den uns das Loirethal aus der Gegend von Orleans zuführte, nach ihren Wünschen auslegte, den König auf dem Rückzug nach Deutschland, Herrn v. Bismarck mit 80,000 Mann in Versailles bereits in Gefangenschaft sah, erschien plötzlich eine Proclamation des Unterpräfecten in Gien, daß Orleans seit dem 4. Abds. wieder in Feindeshand, die französische Armee auf dem Rückzug und der Feind auf dem Marsche nach Gien und Briare sei! Trotz aller Floskeln, womit diese Proclamation zur Beruhigung der Gemüther ausgestattet war, wirkte sie wie ein Wolkenbruch aus heiterem Himmel. Wer konnte, floh; darunter viele junge Leute unter 20 Jahren; denn es ging dem Feinde das unsinnige Gerücht voraus, daß er die Jugend gewaltsam seinen Fahnen einreihe. Wer das Köstlichste seiner Habe nicht längst schon geborgen hatte, beeilte sich jetzt, es zu thun. Wir selbst hatten in unserem Hause seit längerer Zeit schon alle fertige Waare in solid gewölbten Kellern untergebracht, aus Besorgniß, der Krieg möge Briare erreichen und uns Beschießung und Feuer zuziehen. Das Vertrauen in die Loire-Armee war bei dem Hausherrn sehr schwankend gewesen; er war ein entschiedener Feind jeder Selbsttäuschung, trotz seiner warmen, werkthätigen Vaterlandsliebe.

Am 7. Decbr. hörten wir den Kanonendonner des 3. preußischen Armeecorps, welches den rechten französischen Flügel vor sich her trieb und in voller Auflösung bei Gien über die Loire zurückwarf. Der dumpfe Donner, welchen die Sprengung eines Bogens der dortigen mittelalterlichen massiven Brücke verursachte, machte auf die Gemüther einen erschütternden Eindruck.

„Nous les verrons demain bien sûr, o mon Dieu! Qu'allons nous devenir, Monsieur M. pourra-t'il nous sauver?!" so liefen die armen Leute händeringend um mich herum. Ich tröstete, wie ich konnte und betheuerte tausendmal die Mannszucht und Menschlichkeit meiner Landsleute. In Gien selbst hatte sich an jenem Tage ein sehr trauriger und in seiner Art sehr bezeichnender Vorfall ereignet. Beim Einzug der Preußen hielten noch einige Franctireurs das jenseitige Ufer besetzt und feuerten über den Fluß herüber in die Straßen, in denen sie feindliche Truppen herankommen sahen. Der General ließ sofort Halt machen und den Bürgermeister mit Stadtrath zu sich bescheiden. Er bemerkte den Herren, wie sie einsehen müßten, daß nach dem vollständigen Rückzug der französischen Armee eine solche Gegenwehr die größte Thorheit sei und ihn zu Gewaltmaßregeln gegen die Stadt nöthigen würde, die er ihr gerne ersparen möchte. Es sei Sache des Stadtraths und im Interesse der Stadt

diesem unsinnigen Feuern Einhalt zu thun. Keiner der Herren verschloß sich dieser Einsicht und einige derselben, angesehene Persönlichkeiten, machten sich sofort, mit einer weißen Fahne voran, über den stehen gebliebenen Theil der Brücke auf den Weg nach dem jenseitigen Ufer. Und siehe da, was geschah! Kaum hatten sie die Brücke betreten, so wurden sie von ihren Landsleuten beschossen und eiligst zum Rückzug gezwungen. Einer der Herren erhielt eine lebensgefährliche Wunde in den Unterleib, an deren Folgen er wenige Wochen später starb. Sie beklagten bei dem General die Vergeblichkeit ihres Versuchs. Letzterer verzichtete, in Anerkennung ihrer Bereitwilligkeit, auf jede weitere Verpflichtung von ihrer Seite und jede Gewaltmaßregel gegen die Stadt, bemerkte ihnen jedoch in höflich ironischer Weise: „Sie sehen nun selbst, meine Herren, und haben es auf ihre eigenen Kosten erfahren müssen, wie wenig die weiße Fahne bei Ihnen geachtet ist.“ — Ich habe den Hergang dieses Vorfalls aus dem Munde mehrerer mir befreundeter Stadträthe, die dem Drama beiwohnten und offen hinzufügten, wie sehr die Ansprache des Generals sie beschämt und stumm gemacht habe. — Jene Franctireurs machten sich übrigens sehr schnell aus dem Staube, als sie sahen, daß der Feind Anstalten zum Uebersetzen machte.

So nahte denn die Stunde, wo auch Briare den Feind sehen sollte von Angesicht zu Angesicht! Am 8. in der Frühe eilte der Pförtner bestürzt in mein Zimmer. „Monsieur M., ils arrivent! Mon Dieu! ils arrivent! Il y en a des milliasses.“ (Ausdruck womit der Bauer jener Gegend eine Zahl bezeichnet, die ihm unzählbar scheint.) Ich beruhigte den braven Mann, einen alten, treuen Diener des Hauses, der für mich persönlich eine erprobte Anhänglichkeit hatte: „Eh bien, Jacques, vous verrez, que c'est des hommes comme vous, comme moi et que l'on peut facilement vivre avec eux!“

„Ah, Monsieur, vous me rendez la vie! Puissiez-vous dire vrai! Dieu soit loué! que vous soyez avec nous, que les méchants n'aient pas réussi à vous faire partir!“ stotterte der erregte Mann.

Ich hatte eine große Besorgniß, die ich seit einigen Tagen in Freundeskreisen hatte laut werden lassen, deren Ursache noch immer fortbestand und für Briare von der schlimmsten Vorbedeutung war. Seit 14 Tagen hatten sich zum großen Aerger der Bevölkerung einige fünfzig Franctireurs aus dem Süden in Briare eingenistet, verwegene, rücksichtslose Menschen. Es war vorauszusehen, daß sie, wie ihresgleichen überall, den Feind mit Flintenschüssen empfangen, sich schnell aus dem Staube machen und den ganzen Zorn der Preußen auf die Stadt entladen würden. In der That hatten sich dieselben in aller Frühe schon in kurzer Entfernung von dem Orte, in Weinbergen und einzeln stehenden Häusern an der Straße nach Gien zu festgesetzt, in Erwartung der preußischen Vorhut. Die Gefahr war groß und

wuchs mit jedem Augenblick. Um sie noch rechtzeitig zu beseitigen, eilten der Hausherr mit dem Bürgermeister zur Stelle und beschworen den Hauptmann, sich mit seinen Leuten zurückzuziehen, im Namen einer gesunden Vaterlandsliebe, die wohl erwägen müsse, ob der Gewinn im Verhältniß zu dem Opfer stehe:

„Welchen Gewinn hat wohl Frankreich davon, wenn Ihr durch einige verwundete oder todte Preußen den Feind reizt und ihm den Vorwand liefert uns zu brandschatzen, Briare in Brand zu stecken und jahrelanges Elend über uns, vielleicht über die Aermeren des Ortes, zu bringen!?"

Durch diese und ähnliche Gründe, die alle natürlich die Vaterlandsliebe der Leute schonten, gelang es ihnen wirklich, den starren Sinn des Hauptmanns umzustimmen und ihn zum Rückzug zu bewegen. Ich war hocherfreut über diese Nachricht, doch sollte meine Freude nicht lange dauern! Kaum war eine Viertelstunde vorüber, als einige Weiber hereinstürzten und mir händeringend verkündeten, daß dieselben Franctireurs, sich aufs neue vor dem Eingange der Stadt festgesetzt hätten, über Verrath schrieen und mit Rache drohten.

„A la grâce de Dieu! Vous savez, que je n'y puis rien, que je n'ai aucun droit, ni aucun pouvoir pour les faire partir," war alles, was ich den armen Leuten zu ihrem Troste sagen konnte. Noch eine Weile und man hörte Flintenschüsse! Das Loos war gefallen!

In raschem Tempo folgten und mehrten sich die Schüsse und näherten sich der Stadt. Unsere weitläufigen Fabrikgebäude liegen dicht an der Straße nach Gien und bilden recht eigentlich den Eingang der Stadt. Gleich nach den ersten Schüssen hatte ich das Bureau verlassen und war an den Eingang, ein eisernes Gitterthor, geeilt, welches der Pförtner rechtzeitig geschlossen hatte, um hier den Verlauf abzuwarten und im ersten Augenblicke zur Stelle zu sein. Nach wenigen Minuten schon sah ich die Franctireurs sich rechts und links von der Straße, dicht an den Häusern her eiligst zurückziehen, fortwährend Feuer gebend aus ihren amerikanischen Vielladern. Alle jene, die sich auf unsere Seite zurückzogen, hielten an unserem Thore, welches mit der Straße einen stumpfen Winkel bildet und demgemäß erlaubt, ziemlich geschützt nach der entgegengesetzten Richtung zu schießen einen Augenblick still, gaben Feuer und liefen weiter. Aus der Ferne gesehen, konnte der Feind glauben, daß ein Jeder dieser Schützen in unserem Thore verschwunden sei und Zuflucht bei uns gefunden habe. Dieser Umstand erfüllte mich mit doppelter Sorge. Plötzlich ertönten Kanonenschüsse und Granaten platzten an mehreren Stellen unserer Fabrikräume. Ich sah sofort, daß der Feind sich unsere zahlreichen, sehr hohen Fabrikschornsteine zur Zielscheibe gewählt und daß Verwüstung und Brand zu befürchten war. Dies veranlaßte mich ohne weiteren Verzug dem Feinde vermittelnd entgegenzugehen. Ich ließ eiligst eine Seitenthür öffnen, war mit einigen Sätzen mitten in der

Hauptstraße und schritt nun ruhig und entschlossen, ein weißes Tuch hoch in der Hand haltend, meinen Landsleuten entgegen, ohne Rücksicht auf die Gefahr, die mir von vorn und hinten drohte und sich noch durch ein Dutzend Schüsse bemerkbar machte, die auf beiden Seiten fielen. Das Geschick war mir hold; kaum hatte mich der commandirende Offizier auf 100 Schritte etwa bemerkt, als er seinen Leuten befahl das Feuer einzustellen und die letzten Francitireurs hatten beinahe gleichzeitig das Weite gesucht. Auch der Kanonendonner verstummte.

„Ich bitte, Herr Lieutenant," redete ich den schnell Herbeieilenden an, der mich verwundert anschaute, plötzlich reine deutsche Laute im Herzen Frankreichs auf der Seite des Feindes zu hören, „ich bitte, gebieten Sie Ihren Leuten einen Augenblick Halt. Ich kann Sie als Landsmann auf meine Ehre versichern, daß der Angriff, der auf Sie gerichtet wurde, von Francitireurs ausging, die dem Orte fremd sind und sich zum großen Aerger der Bevölkerung hier eingenistet hatten. Letztere ist durchaus friedlich gesinnt und Sie haben von ihr nichts zu befürchten.

„Auch hat die Behörde schon vor zwei Tagen alle Gewehre der Nationalgarde nach dem Süden geschickt; ich fürchte aber, daß Sie bei schleunigem Vormarsch aufs neue von zurückgebliebenen Francitireurs Feuer empfangen und bitte deshalb um eine kurze Spanne Zeit, um vermöge des Bürgermeisters und der Bevölkerung das Städtchen durchsuchen und säubern zu lassen."

Natürlich war diese Ansprache von dem Officier und seinen Leuten öfters und heftig unterbrochen worden. „Wo ist der Maire?" schrie der erstere; „wo sind die Hallunken?!" schrieen racheschnaubend die Soldaten. „Hier in Ihr Thor haben sich viele geflüchtet," beschworen einige, „heraus mit den Hunden oder wehe Euch allen in Briare!"

Es gelang mir endlich, den Officier zu beruhigen, nachdem ich mich ihm als Director der Fabrik vorgestellt und ihm nochmals für den Hergang mein Ehrenwort verpfändet hatte. Auch waren der Maire und mehrere Stadträthe inzwischen herbeigeeilt und einsichtsvoll genug, der Aufforderung des Officiers, das Städtchen sofort auf ihre Verantwortung hin von Francitireurs säubern zu lassen, Folge zu leisten.

Nach kurzer Frist schon konnte einer der Herren dem Officier die Versicherung geben, daß alle das Weite gesucht hätten. „Wehe Ihnen!" rief uns nun letzterer zu, „wenn dem nicht so ist!" und setzte seine Leute wieder in Bewegung. — Noch eine Weile und Truppe auf Truppe folgte, die ruhig und festen Schrittes in geschlossenen Reihen durch die Stadt marschirten. Ganz Briare war auf den Beinen: die Damenwelt hinter den Fenstervorhängen, um sich den so sehr gefürchteten Feind zu betrachten. Infanterie, Cavallerie, darunter auch schreckliche Ulanen, von dem Volksmund bei uns

aus hulans in hurlans (von hurler, heulen) umgetauft; Artillerie, Troß, Ambulanzen, kurz die ganze fünfte Division vom 3. Armee-Corps (Generallieutenant von Stülpnagel) marschirte ohne Unterbrechung vorüber. Die Haltung der Leute war wahrhaft überraschend. Ihr dralles, kräftiges Aussehen, ihre Sauberkeit, ihr frisches Marschiren, der Blick jedes einzelnen Mannes, der nicht den geringsten Uebermuth, nur von etwas selbstbewußter Neugierde zeugte, der Zustand der Pferde, des Geschirrs, der Geschütze, die Vollständigkeit der Ambulanzen, das alles war mit Recht Gegenstand des Erstaunens für meine Umgebung. Ich selbst, dem doch die preußische Ordnung und Festigkeit sehr wohl bekannt, war unter den gegebenen Verhältnissen in hohem Grade überrascht.

Ein Jeder behauptete, daß diese Truppe unmöglich den Krieg mitgemacht haben könne und sicherlich direct aus Deutschland angekommen sei. Und als ich am anderen Tage, durch die Officiere belehrt, den Leuten erzählte, daß diese Division bei Forbach den Ausschlag gegeben, bei Mars-la-Tour den Hauptkampf bestanden, bei Gravelotte mitgefochten, der ganzen Belagerung von Metz beigewohnt habe, seit Anfangs November beständig auf dem Marsche, vom 21. November an (Tag von Beaune la Rolande) mit kurzen Unterbrechungen täglich bis zum 4. December im Feuer gewesen sei, und oft im Schmutz und Schnee bivouakirt habe, da war nur eine Stimme unter den entmuthigten Leuten. „Thoren sind wir," hieß es, „gegen eine solche Truppe mit unserer Mobilgarde kämpfen zu wollen, die weder eine Waffe zu führen, noch zu manövriren versteht und schlecht bekleidet ist. Der Teufel hole alle Lügner, die die Stirne haben, die deutsche Truppe als entmuthigt und kriegsmüde darzustellen! Nach der Uebergabe von Metz hätten wir Frieden schließen müssen!"

Mir mußte hauptsächlich daran gelegen sein, den commandirenden General sobald als möglich in Person zu sprechen, um den in Aussicht stehenden Gewaltmaßregeln wenn möglich vorzubeugen durch wahrheitsgetreue Erzählung des Hergangs und warme Vertheidigung der Gemeinde. So oft die Heersäule Halt machte, was wiederholt geschah, wandte ich mich an einen der Officiere, die meiner Gruppe zunächst standen; ein jeder war hoch erstaunt, reines Deutsch in Briare zu hören und gab mir höflich Bescheid, daß der General sich noch weiter hinten befinde; Ausnahme hiervon machte ein berittener Hauptmann, der sich einige Minuten lang finster unsere Gruppe angeschaut und offenbar ihrer Unterhaltung gelauscht hatte, die, leise geführt, nur die vorzügliche Haltung der Truppe zum Gegenstand hatte.

Auf meine höfliche deutsche Ansprache, gab er mir die lächerliche, mit dem stärksten deutschen Accent gewürzte, französische Antwort: „Je ne parle pas allemand, Monsieur" und warf gleichzeitig einen drohenden Blick auf den katholischen Stadtpfarrer, der unsrer Gruppe angehörte. Ich verbiß meinen Unwillen und schwieg; meinen Freunden gegenüber fand ich keine andere Erklärung für dieses

Benehmen als die Vermuthung, daß der Officier wahrscheinlic katholische Geistlichkeit für den Franctireurkrieg verantwortlich m und uns habe andeuten wollen, daß er unsere Unterhaltung veri Wenn dem so war, so ist er in Bezug auf Briare entschieden im thum gewesen, denn der dortige Pfarrer war jener Art von Kri führung nicht im mindesten hold und beklagte dieselbe schon l als verderblich in Frankreichs Interesse. Endlich kam der comn dirende General v. Stülpnagel mit seinem Stabe herangeritten. unserem Thore angekommen, stieg er vom Pferde und verweilte eine halbe Stunde, um Befehle zu ertheilen und Berichte zu empfan unter den Augen der gaffenden Menge; er sprach bisweilen französ offenbar in der Absicht, von den Einwohnern verstanden zu we und ihnen den Beweis zu liefern, wie ein preußischer General für das Kleinste Sorge trage. So bestellte er in Person beispi weise bei einigen Schmieden des Ortes, die er hatte herbeir lassen, eine gewisse Anzahl Hufeisen und Beschlag für alle Pf des Stabes und wandte sich, ehe er daran dachte, sein Quartier zusuchen, das für ihn und seine ganze Umgebung in unserem H genommen worden war, mit folgenden Worten an die Menge: „V voyez, Messieurs, cette armée, que l'on vous dépeint dans journaux comme démoralisée, lasse de la guerre et sans soulie Regardez et jugez, combien on vous trompe!" Ich werde den druck nie vergessen, den diese wenigen Worte auf die Leute mach

Ich hatte mich bis dahin ruhig in seiner Nähe gehalten; er eben die Schwelle unseres Thores überschritt, stellte ich mich in meiner doppelten Eigenschaft als Deutscher und Fabrikdire vor. Ich hatte ihn von seinen Officieren wiederholt mit „Excelle anreden hören und machte mir das Wörtchen als guter Diplo schnell zu eigen, obschon ich in meiner bürgerlichen Stellung nie legenheit gehabt hatte, weder Titel zu hören noch anzuwenden. wurde mir diese neue kleine Aufgabe sehr erleichtert, durch die sönlichkeit des Generals, welcher wirkliche Würde und wahre M schenfreundlichkeit mit streng militärischen Anschauungen in gewin der Weise zu vereinigen wußte und sehr schnell meine Hochacht gewann. Er schaute mich erstaunt und fragend an.

„Sie sind also wirklich Deutscher, Herr M.! Wunderbar! gemein glaubte man, daß alle Deutschen ausgewiesen seien und Sie hie Herzen Frankreichs, wie ein Fels im Meer!" war seine Antwort.

„Ja wohl, Excellenz" war die meinige; „ein Hesse von Geburt, a seit vielen Jahren schon in Frankreich ansäßig und nur ganz a nahmsweisen, rein localen Ursachen verdankend, daß ich hier bleiben kon Ich bin zu Ihrer Verfügung, wenn Sie der Hergang interessiren soll

„Gewiß, gewiß, Herr M.," erwiederte er, „es ist ebenso überraschend als erfreulich, einen Landsmann mitten Feindesland, in einer so angesehenen Stellung zu finden, wie die Ihrige zu sein scheint; ich rechne auf Sie für meine Verha

lungen mit der Localbehörde. Sie wissen was vorgefallen ist, Francs-tireurs haben einige meiner Leute verwundet und meine Pflicht gebietet mir, die Gemeinde dafür verantwortlich zu machen. Wenn Sie erlauben, werde ich Sie in einer halben Stunde zu mir bitten."

Nachdem ich ihm noch den Hausherrn vorgestellt hatte, den er sehr höflich, aber kurz und sehr ernst in Bezug auf das Geschehene ansprach, zog er sich in sein Zimmer zurück.

Noch als ich am Thore stand und der Hauptstraße entlang schauen konnte, hatte ich die einfache, geordnete und sehr beschleunigte Weise bewundert, mit der jeder einzelne Mann sein Quartier fand. Die Leute waren rechts und links der Straße mit Front gegen die Häuser in doppelter Reihe aufgestellt; Unterofficiere waren damit beschäftigt, nach einem flüchtig prüfenden Blick, mit Kreide auf jede Hausthüre die Zahl der Mannschaft oder Pferde zu verzeichnen, zu deren Unterbringung sie dictatorisch bestimmt war; die Leute ordneten sich demgemäß auf Commando und mit wenigen Schritten gerade aus erreichte ein jeder seine Thür und war unter Obdach; jede verlassene Wohnung wurde mit Kolbenstößen und Fußtritten in einigen Augenblicken frei gemacht. Die ganze Division, die wohl zwischen 12 bis 15000 Mann stark sein mochte, wurde in Briare, einem Städtchen von 5000 Seelen und einigen nach vor- oder seitwärts gelegenen Dörfern und Höfen untergebracht. Die Mannschaft schachtelte sich auf einander wie die Häringe, wozu noch überdies die Kälte einlud. Die fehlenden Ställe für die Pferde wurden sehr schnell improvisirt. Alles Vieh der Einwohner, welches man nicht sofort für die Bedürfnisse der Armee requirirte, wurde vor die Thüre gesetzt, um dem fremden das eigene Obdach zu überlassen und viele Cavalleristen schliefen in Zimmern mit ihren Pferden. Auch vielen von unseren Fabrikräumen wurde diese Auszeichnung zu Theil. Das alles geschah, nachdem eine schnelle Besichtigung der Oertlichkeiten durch eine entsprechende Anzahl von Quartiermachern stattgefunden hatte, rasch, ohne Ueberstürzung, ohne jedweden Lärm, mit der gewissen Ueberzeugung, daß es so sein müsse, was für den nachdenkenden Zuschauer sehr viel Belehrendes hatte.

Eine große Last war mir jetzt schon vom Herzen genommen; die kurze Unterhaltung, welche ich mit dem General gehabt, hatte mir genügt, sein menschenfreundliches Herz zu erkennen und war mir Bürge, daß ein systematisches Inbrandstecken des Städtchens, wie es unter ähnlichen Umständen an anderen Orten schon vorgekommen war, nicht zu befürchten stand. Jede andere Rachemaßregel erschien mir, so hart sie auch ausfallen mochte, verhältnißmäßig erträglich, und ich gelobte mir, meine ganze Beredsamkeit zu verwenden im Interesse der schwer heimgesuchten Gemeinde.

Der General ließ mich nicht lange warten, empfing mich mit der größten Artigkeit, bat mich Platz zu nehmen, und ihm zunächst meine Personalia im wesentlichen zu erzählen, was ich bereitwillig

that. Er folgte meiner Erzählung mit sichtbarem Interesse und unterbrach mich öfter durch Fragen und Worte voll von Vertrauen und ehrender Anerkennung. „Ehe wir nun," hub er hierauf an, „zu dem peinlichen Ereigniß übergehen, welches mich nöthigt, Ihrer Gemeinde gegenüber sehr streng und nachdrücklich aufzutreten, werden Sie mir wohl noch einige Fragen erlauben, die meine Neugierde reizen. Wer ist der glückliche Besitzer jenes schönen, sehr geräumigen Pachthofes, der dicht an der Straße nach Gien, nur etwa zwei Kilometer von Briare entfernt liegt?"

„Der Fabrikbesitzer, mein Freund und Hausherr Herr F. B.," erwiederte ich, „ist der Schöpfer und Eigenthümer dieser in der That mustergültigen Gebäude; erst in diesem Frühjahr wurden dieselben vollendet und wir waren gerade mit ihrer inneren Einrichtung und der Anschaffung des Inventars beschäftigt, als uns der Krieg überraschte und Halt gebot!"

„So, so," unterbrach er mich, „also der Hausherr ist der Gründer und glückliche Eigenthümer; dann werde ich heute Abend noch Gelegenheit suchen, ihn für seinen Geschmack und praktischen Sinn zu beglückwünschen; ich habe wohl eine halbe Stunde darin verweilt und mich nicht satt sehen können, ich hätte gar zu gerne ein Gleiches bei mir zu Hause. Und nun erzählen Sie mir noch einiges von Ihrer Fabrik. Sie haben ja einen wahren Wald von Schornsteinen und eine Menge sauberer, sehr weitläufiger Gebäude, die einen sehr großen Flächenraum bedecken und auf ein großartiges Geschäft schließen lassen?"

Ich beeilte mich, seine Wißbegierde zu befriedigen und nahm die Gelegenheit wahr, die geniale Begabung und die Ehrenhaftigkeit des Besitzers nach Verdienst zu betonen. „Sie werden in ihm," fügte ich hinzu, „einen ebenso geistreichen und liebenswürdigen als patriotischen Franzosen kennen lernen, der weder blind für die eigenen Fehler noch für die Vorzüge anderer ist, eine durch und durch wahre, edle und sehr positive Natur, der jede Entstellung und Lüge ein Gräuel ist."

Unsere bisherige Unterhaltung konnte mein erstes Urtheil über den Grundcharakter des Generals nur bestätigen; sein reges Interesse für Landwirthschaft und Industrie, sein offenbarer Wunsch, die leidige und gewitterschwangere Franctireur-Geschichte so spät wie möglich ernstlich zu berühren, waren für mich der beste Beweis, daß sein Soldatenherz ihn nicht absolut beherrschte. Der Augenblick war da und mit Spannung sah ich der Eröffnung des Generals entgegen.

„Es ist mir doppelt peinlich," hub er an, „gerade hier an Ihrem Wohnort sehr streng auftreten und Genugthuung fordern zu müssen; aber ich habe keine Wahl; bei allem Wohlwollen für Sie und Ihre Gemeinde bin ich genöthigt, höheren Rücksichten Gehör zu geben und den Befehlen des Obercommandos Folge zu leisten. Wir können diesen Buschklepperkrieg unmöglich als ehrlichen Krieg entgegennehmen und sind genöthigt, zum Schutz unserer Leute,

durch sehr strenge Maßregeln der Wiederholung und Einnistung des Uebels vorzubeugen. Sie glauben mir gewiß, wenn ich Sie versichere, wie sehr uns ein solches Auftreten zuwider ist und große Ueberwindung kostet. Die französischen Blätter gefallen sich zwar in der gemeinsten Verleumdung; Sie aber, als geborener Deutscher, werden das Wahre von dem Falschen gewiß zu unterscheiden wissen. Wir alle bedauern im höchsten Grade diese Ausartung des Kriegs, die nothgedrungen großes Unglück über Frankreich bringen muß; aber Frankreich allein hat es in der Hand, demselben Einhalt zu thun. Man hat mir hier mehrere meiner Leute verwundet nicht in ehrlichem Kriege, sondern in meuchelmördischer Weise; das Schicksal jedes Einzelnen muß mir am Herzen liegen und ich schulde jenen und meinem ganzen Corps eine entsprechende Genugthuung."

„Ich begreife und würdige vollkommen Ihre Lage," erwiederte ich; „ich sehe sehr wohl ein, daß eine solche Ausartung des Kriegs sehr schnell eine bedenkliche, gefahrdrohende Höhe erreichen, Ihre Truppe entmuthigen und alle Ihre Erfolge in Frage stellen könnte, wenn Sie derselben nicht durch energische Einschüchterung den Kopf zertreten würden. Auch kann ich Sie auf Ehre versichern, daß alle verständige Franzosen in meiner Umgebung, und Ihrer sind sehr viele, jene Ausartung im Interesse ihres Landes bedauern, welche nur Jammer und Elend in eine Menge von Ortschaften bringt, ohne jedweden Nutzen für das Gesammtvaterland, und zahlreiche Streitkräfte, die unter dem Befehl der Armee im Vorposten und Schützendienst wirkliche Erfolge erringen könnten, brach legt. Auch sind die Leute offen genug, sich einzugestehen, daß Frankreich in gleichem Falle wie Deutschland handeln würde. — Trotz alledem aber bin ich der Ansicht, bei voller Rücksichtnahme aller Schwierigkeiten, denen Sie gegenüber stehen und aller Vorsicht, welche die Selbsterhaltung Ihnen auferlegt, daß dasselbe absolute Auftreten von Ihrer Seite, in allen Fällen angewendet, weder zu erklären noch zu entschuldigen wäre. Es kann Umstände geben, die ein Recht haben auf Ihre Berücksichtigung. In einem solchen Falle befinden wir uns hier." Ich erzählte ihm nun, wie die Behörde gleich nach dem Rückzug der Loire-Armee, um jeder ebenso lächerlichen als gefährlichen Kundgebung vorzubeugen, die Nationalgarde entwaffnet und die Gewehre sofort nach dem Süden geschickt habe.

Hier unterbrach mich der General mit den ernsten Worten: „Die Behörde würde besser gethan haben, mir die Gewehre auszuliefern."

„Excellenz," erwiederte ich, „von Seiten der französischen Behörde würde dies Verrath am eigenen Lande gewesen sein." — Er nahm diese Antwort gelassen hin und überließ mir aufs neue das Wort. Nachdem ich ihm die Franctireur-Geschichte, wie sie der Leser bereits kennt, bis ins Kleinste erzählt, schloß ich mit der Behauptung, daß die Gemeinde billigerweise nicht dafür verantwortlich gemacht werden könne.

„Sie vertheidigen die Sache der Gemeinde mit sehr viel Wärme," begann der General, „sie hat in Ihnen einen guten Advocaten gefunden; ich glaube ein jedes Ihrer Worte und bin überzeugt, daß ich mit einem Ehrenmann zu thun habe, aber Sie müssen doch zugeben, daß man uns überall dergleichen erzählen und moralisch entwaffnen könnte. Wir sind genöthigt, an dem Grundsatz festzuhalten, die Gemeinden verantwortlich zu machen; an ihnen ist es, wenn sie sich uns gegenüber sicher stellen wollen, jene Freibeuter aus ihrer Mitte und, wenn es sein muß, mit Gewalt zu entfernen. Leider haben wir nicht die Wahl der Mittel."

„Ich begreife sehr wohl, Herr General," entgegnete ich aufs neue; „hier aber befinden Sie sich wohl verbürgten Thatsachen gegenüber; die große Mehrzahl der Bewohner von Briare hat vom ersten Tage an das Hiersein jener Franctireurs bitter beklagt und ihnen das Weite gewünscht; aber Niemand wagte zu handeln. Die Wuth dieser Freibeuter gegen die eigenen Landsleute würde keine Grenze gekannt haben. Es ging hier, wie es in gleichem Falle in der ganzen Welt gehen würde; eine kleine verwegene Schaar reicht hin, um die friedliebende Menge durch Angst und Schrecken lahm zu legen. Auch haben wir hier einige rothe Elemente voller Gift und Galle, die recht gerne gesehen hätten, wenn ganz Briare, namentlich aber unsere Fabrik, in Flammen aufgegangen wäre. Man tröstete sich auch wohl mit dem Gedanken, daß der Feind nicht nach Briare kommen würde, um die eigene Rath- nnd Thatlosigkeit zu bemänteln, und wurde auf diese Weise von den Ereignissen überrascht."

Der General hörte mich bis zu Ende wohlwollend an.

„Es thut mir leid, sehr leid," begann er wieder; „aber ich bin genöthigt, mein Verhalten dem Kriegsgebrauche unterzuordnen. Der Krieg ist ein entsetzliches Uebel; Frankreich hat uns denselben in der leichtsinnigsten Weise aufgedrungen und setzt ihn in derselben Weise fort; es wird in der Geschichte dereinst sich nur selber anzuklagen haben. Ich werde Ihnen morgen früh meinen Entschluß mittheilen. Haben Sie inzwischen die Güte, den Herrn Maire mit seinem Beigeordneten sofort hierher zu bitten, damit ich denselben in Ihrer Gegenwart das Nöthige sagen kann."

Obschon er französisch sprach, so bat er mich doch, ihm als Dollmetscher zu dienen und erklärte den Herren durch meinen Mund, daß er am folgenden Morgen seinen Entschluß dem Bürgermeister mittheilen werde und die Berichte, welche bis dahin über die Behandlung seiner Truppen in Briare einliefen einen wesentlichen Einfluß auf seinen Entschluß ausüben würden.

Seine letzten Worte erfüllten uns Alle mit Hoffnung; ein Auflehnen oder dergleichen von Seiten der Bevölkerung war nirgends zu fürchten; dieselbe ist zwar etwas laut von Mundwerk, aber im allgemeinen verträglich und gutmüthig; auch war jedes Haus dicht von Soldaten besetzt. Ich erzählte den Herren meine Unterhaltung

zu Hülfe! „Ruhe ist Gift!“ Ein Gleiches hörte ich späterhin von anderen deutschen Truppentheilen. Doch mag die Umgebung von Metz mit ihren schlecht verscharrten, ausgedehnten Schlachtfeldern ganz besonders ungesund gewesen sein. Es ist mir heute noch ein Räthsel, daß bei jener ganzen Division in Briare nicht ein Kranker, ja nicht einmal ein Fußmüder sichtbar wurde; wahrscheinlich wurden diese sofort in die Rückzugslinie befördert. Der Gesundheitszustand des Städtchens selbst war um jene Zeit noch frei von epidemischen Krankheiten, was sich leider sehr bald ändern sollte.

Unter jenen Spielleuten war ein unehrlicher Mensch, welcher, konnte leider in der kurzen Zeit, die jene Truppe bei uns zubrachte, zum großen Aerger seiner Kameraden nicht ermittelt werden. — Vor allem der Wahrheit die Ehre. Wenn ich im allgemeinen von meinen Landsleuten nur Vortheilhaftes zu melden habe, so darf ich um so weniger eine Thatsache verschweigen, die nur einen Einzelnen mit Schande bedeckt.

Der Bruder des Hausherrn, Junggeselle wie ich, hatte dicht neben mir seine Wohnung. Wir beide hatten an unserer Gewohnheit, keines unserer Möbel zu verschließen, nichts geändert und hatten es nicht zu bereuen. Nicht das Geringste wurde darin entwendet; jedoch war eine schwere, goldene Taschenuhr mit Kette, die zwei Jahre früher 1200 Francs in Genf gekostet, meinem Freunde angehörte und wie gewöhnlich offen auf seiner Kommode gelegen hatte, wenige Stunden nach Ankunft jener Spielleute verschwunden. Mein Freund sprach mir erst am anderen Morgen von dem Vorfall; er hatte sehr gegründeten Verdacht auf einen der Leute, der wiederholt zu ihm herübergekommen war, sich höflich mit ihm unterhalten, seine Gemälde betrachtet und verschiedene andere Gegenstände des Zimmers wißbegierig geprüft hatte. In diesem lag keine Einquartierung. Was war zu thun? Das Klügste und Kürzeste wäre gewesen, die Sache sofort in aller Stille zur Anzeige zu bringen; ich handelte anders in der besten Absicht und schoß fehl.

In einem Augenblick, wo ich die Leute alle in meinem Zimmer versammelt wußte, trat ich mit folgenden Worten in ihre Mitte:

„Landsleute, Sie sind Zeuge mit welchem Vertrauen wir beide, mein Nachbar und ich, Sie bei uns aufnahmen; um so peinlicher aber ist es mir, Ihnen sagen zu müssen, daß einer dasselbe bitter getäuscht hat. Hier in diesem Nebenzimmer wurde gestern die Ehre des deutschen Namens befleckt; eine schwere, goldene Taschenuhr mit Kette, die offen auf der Kommode lag, wurde kurz nach Eurer Ankunft entwendet. Der Eigenthümer hat die feste Ueberzeugung, daß sein Zimmer bis zur Zeit der Entwendung nur von Euch betreten worden ist. Ich hätte die Sache sofort zur Anzeige bringen sollen, zog es aber als Landsmann vor, mich an Ihre Gesammtehre zu wenden, um den Schuldigen ausfindig zu machen. Ich will denselben nicht wissen, macht die Sache unter Euch ab; aber benachrichtigen

muß ich Sie, daß ich diese Anzeige machen werde, wenn ich diesen Abend nicht im Besitze der Uhr bin. Ich würde viel lieber 1200 Franken aus meiner Tasche verloren haben, als ein solches Vergehen von einem Landsmann erleben zu müssen."

Für die elf ehrlichen Leute war eine solche Sprache verständlich; dem zwölften aber, dem Dieb, mußte sie lächerlich erscheinen, was ich mir zu spät überlegt habe.

Natürlich versicherten mich die Leute hoch und theuer ihrer Unschuld und bei den Elfen machte sich eine ungeheuchelte Entrüstung Luft, nicht etwa gegen mich, sondern gegen den Thäter, der sie insgesammt in meinen Augen bloßstelle. — „Machen Sie auf der Stelle die Anzeige, Herr M., schließen Sie uns ein, Keiner von uns soll Ihr Zimmer verlassen, bis ein Jeder persönlich untersucht worden ist," riefen mir wiederholt die aufgeregten Leute zu.

Nur der Zwölfte, den ich keinen Moment aus dem Auge verlor, schloß sich halblaut diesem Vorschlage an und vermied, je länger je mehr meinen Blick.

Ich hätte thun sollen, was die Leute verlangten, blieb aber hartnäckig bei meiner ersten Forderung stehen, was weniger meinem Verstande als meinem Herzen Ehre machte.

„Dann werden wir sofort selbst die Anzeige machen, durch einen von uns gewählten Vertrauensmann," waren ihre letzten Worte.

„Thut, was Ihr wollt," war meine Antwort, „nur schafft mir die Uhr!" So gesagt, so gethan. Natürlich blieb die Untersuchung ohne Erfolg, um so mehr als die Division noch an demselben Abend urplötzlich gegen alles Erwarten Briare nach rückwärts verließ und nicht wieder dahin zurückkam.

Erwähnen muß ich noch, daß mehrere vor ihrem Abmarsch mich inständig baten, ich möge ihnen doch das Aussehen der Uhr und ihre Nummer genau angeben, um die Auffindung zu erleichtern. „Wir betrachten es als eine Ehrenpflicht," fügten sie hinzu, „alles mögliche zu thun, um dieselbe ausfindig zu machen, und Ihnen im glücklichen Falle wieder zugehen zu lassen."

Früh Morgens am 9., nachdem ich die ganze Nacht wachend aufgeregt und nachdenkend unter meinen zwölf rüstigen Schnarchern zugebracht und die Arglosigkeit bewundert hatte, mit welcher die Leute sich dem Schlafe überließen, ohne die Thüre zu schließen, mitten in Feindesland, eilte ich zu dem Hausherrn, um seinen Rath über Mancherlei einzuholen. Ich fand ihn wachend im Bette und in tiefer Sorge versunken. Er hörte mich lange stillschweigend an und brach endlich vom Schmerze überwältigt, laut schluchzend in die Worte aus: „Jamais, mon cher ami, vous ne saurez ce que je souffre de voir mon pays envahi de la sorte, de ne plus être maître même dans ma propre maison! Quelle chose affreuse, que la guerre! Faîtes, mon ami, faîtes; tout ce que vous ferez, sera bien fait."

„Je comprends et respecte votre souffrance; cette souffrance vous honore!“ war alles, was ich dem vortrefflichen Manne tief gerührt antworten konnte.

Von der frühesten Morgenstunde an hatte ich die Hände voll zu thun und keinen Augenblick Ruhe; Dollmetschen, Ordnung stiften und dergleichen nahmen mich beständig in Anspruch, auch der wohlwollenden Neugierde vieler Officiere und Soldaten, für die ich alle eine Ueberraschung war, mußte ich natürlich Rede stehen; große Mühe aber hatte ich mit vielen Bewohnern, bei denen das Verschiedenste requirirt worden war, theils mittelbar durch den Bürgermeister, theils direct durch die Militärbehörde; ein jeder bat mich um Uebersetzung und meine Ansicht über den Werth ihrer Quittungen. Da war des Jammers genug.

Plötzlich erschien der Maire, eilte auf mich zu und rief erregt, mir ein Papier reichend: „Voici M. M., lisez; voici la contribution en nature que le général veut imposer à la commune pour cette méchante affaire de Franc-tireurs! lisez, vous verrez combien votre espoir a été trompé!“

Ich durchlief rasch das Papier und wurde zu meinem Erstaunen eine endlose Liste gewahr, eine Aufzählung aller möglichen Victualien und Bedürfnisse jeder Art; nichts war vergessen, bis herab zu den Nägeln zum Beschlagen der Schuhe, jeder Gegenstand in schreckenerregender Menge! Aber gerade die Ungeheuerlichkeit der Forderung beruhigte mich schnell.

„Hier liegt eine absolute materielle Unmöglichkeit vor, welcher der General nothgedrungen Gehör schenken muß,“ sagte ich tröstend dem Bürgermeister. „Ueberlassen Sie mir die Verhandlungen im Namen der Gemeinde.“

Mir drängte sich sofort die Ueberzeugung auf, daß der General mit dieser entsetzlichen Liste nichts anderes als eine Demonstration bezweckt haben konnte, wahrscheinlich um dem Sinne seiner Instructionen Genüge zu thun und seiner Umgebung gegenüber den Schein zu retten. Ich ließ mich eiligst bei ihm anmelden. „Excellenz,“ sagte ich, „Sie verlangen das Unmögliche. Ich kann Sie auf Ehre versichern, daß von alledem nur ein winzig kleiner Theil in Briare aufzutreiben und von den meisten Gegenständen sogar gar nichts vorhanden ist. Solche Vorräthe waren überhaupt nie, selbst nicht in den besten Geschäftszeiten zu finden, weil sie theils sehr weit über das locale Bedürfniß hinausgehen, theils hier niemals in Handel kommen. Wir leben hier seit vielen Wochen schon buchstäblich von Hand zu Mund, weil alle Vorräthe durch die französische Truppe aufgezehrt oder geflüchtet und unsere Bezugsquellen seit Ihrer Ankunft nach allen Richtungen hin abgeschnitten sind; die Gemeinde selbst hat nicht das geringste Vermögen und die größte Mühe ihr kleines Budget alljährlich ohne Deficit abzuschließen. Wirklich reiche Notabeln sind keine hier, mit Ausnahme Ihres Wirthes, in welchem Sie den loyalsten aller Ihrer Feinde kennen gelernt haben.“

Der General hatte mich ruhig ausreden lassen. „So, so," begann er hierauf, ernst und bedenklich, „ich glaube Ihren Worten. Bitte, bescheiden Sie den Bürgermeister mit seinem Beigeordneten wieder zu mir."

„Herr M.," hub er an, als wir alle bei ihm versammelt waren, „hat mich auf Ehre versichert, daß die Gemeinde nicht im Stande sei, die Contribution in Naturalien zu liefern, die ich ihr auferlegt habe. Aber etwas von alledem haben Sie denn doch; ich verlange von Ihnen binnen zwei Stunden eine detaillirte Liste von dem Vorhandenen und Ihr Ehrenwort zur Beglaubigung."

Bei dieser Ansprache diente ich als Dollmetscher. Dieselbe war um so durchsichtiger, als nicht die geringste Drohung darin enthalten war. Ein Jeder von uns fühlte dies auf der Stelle und ging hoffnungsvoll seiner Wege.

„Bitte, meine Herren," sagte ich beim Scheiden, „seien Sie Ihres Wortes eingedenk und erinnern Sie sich, daß ich mit dem Meinigen für das Ihrige einstehe; je wahrer wir sind, desto leichter wird es mir werden, das Interesse der Gemeinde zu vertheidigen." — Die Liste wurde rechtzeitig dem General überschickt, der sie schweigend entgegen nahm.

Im Laufe des Nachmittags hatte ich noch öfters Gelegenheit mit ihm zu verkehren, doch erwähnte er der Liste mit keinem Wort und ich selbst schwieg wohlweislich stille.

Erst am Abend, kurz vor Tisch, wandte er sich plötzlich an mich mit der Erklärung: „Sagen Sie dem Herrn Maire, daß ich der Gemeinde alles erlassen wolle, was bis zur Stunde noch nicht geliefert ist."

Ich dankte ihm aufrichtig für diesen wohlwollenden Entschluß und beeilte mich in der Freude meines Herzens den Maire von diesem glücklichen Ausgang zu benachrichtigen. Ich war um so freudiger erregt, als ich wußte, daß überhaupt noch gar keine Lieferung stattgefunden hatte.

Der Maire, nachdem er aus dem Munde des Generals die Bestätigung vernommen, verneigte sich als höflicher Franzose und Patriot dankend aber stumm, worauf der General noch die Worte an ihn richtete: „Ce n'est pas moi, Monsieur, qu'il faut remercier, c'est Mr. M.! qui a si bien plaidé votre cause," und fügte, an mich sich wendend, deutsch hinzu, „es macht mir große Freude, daß ich Ihnen als Landsmann diese Genugthuung gewähren konnte; die edle, loyale Haltung des Hausherrn und die Behandlung meiner Leute in Briare haben mir diesen Entschluß möglich gemacht!"

Während der Tischzeit zwischen 8 und 9 Uhr Abends wurde plötzlich der General in ein Nebenzimmer gerufen, wohin ihm sofort mehrere Officiere folgten. „Der Befehl zum Abmarsch ist eingetroffen, in einer halben Stunde sind Sie uns los, meine Herren," sagte er zu mir und dem Hausherrn gewandt, bei seinem Wiedererscheinen.

Ein Jeder wird begreifen, daß uns diese Nachricht eine höchst angenehme war; der General war der erste, der diesem Gefühle großmüthig Rechnung trug.

Die Nacht war stockfinster; die Straße mit Glatteis bedeckt. Die Colonnen setzten sich sofort in Bewegung in der Richtung nach Gien, von wo sie gekommen waren. Der Ab- und Durchmarsch dauerte bis spät nach Mitternacht. Der General selbst verließ uns mit seinem Stabe gegen 10 Uhr, nachdem er sich freundlich bei mir verabschiedet und seine Karte eingehändigt hatte. Als er auf den Hausherrn zutrat und ihm die Hand zum Abschied bot, trat der Letztere verlegen zurück. Der General, der den Kampf gewahr wurde, der in dem Herzen des französischen Patrioten thätig war, richtete sofort mit Takt und Würde folgende Worte an ihn: „Monsieur, je vous tends loyalement la main, nous ne sommes pas ennemis; il n'y a que vos soldats, qui sont nos ennemis tant que durera la guerre; donnons nous la main en gens qui se doivent de l'éstime réciproque," worauf der Händedruck erfolgte.

Geräuschlos, wie sie gekommen, zog die Division wieder ab; weder Trompete noch Trommel hatte die Leute versammelt; ein Jeder bewunderte die Schnelligkeit, mit der die Truppe bereit stand und Niemand wurde eine vorbereitende Maßregel gewahr.

Nur wurde bisweilen ein wirklich schöner geregelter Chorgesang hörbar, der in der dunkeln Nacht doppelt imponirend auf die Einwohner wirkte, denen überhaupt solche Männerchöre vollständig fremd sind. Der General konnte diesen Gesang unter den gegebenen Verhältnissen wohl erlauben, ohne befürchten zu müssen, seine Gegenwart dem Feinde zu verrathen.

Wie wir später erfuhren, eilte damals das dritte Corps zur Verstärkung der Armeeabtheilung, die in jenen Tagen bei Beaugency gegen Chanzy kämpften.

Die Einwohner von Briare legten diesen vermeintlichen Rückzug wieder sanguinisch genug aus. Anstatt vorwärts zu gehen, hieß es, geht der Feind wieder zurück! Und warum so plötzlich mitten in der Nacht bei Sturm und Glatteis; das kann nur eine Niederlage erklären. General Ducrot hat gewiß den Pariser Blocus durchbrochen oder Chanzy hat sich aufs neue der Stadt Orleans bemächtigt.

Wie bisher immer folgte auch diesmal wieder sehr schnell die Enttäuschung. Die Einnahme von Blois und Tours, die Uebersiedelung der Regierung nach Bordeaux wurden rasch bei uns bekannt; denn mit dem Abmarsch des Feindes wurde sofort wieder der Eisenbahn- und Postdienst in Briare aufgenommen.

Die Zeitungen hatten schon lange das Gerücht bei uns verbreitet, daß der Feind sich häufig französisch sprechender Kinder zum Spioniren bediene; ich hatte Gelegenheit mich von einer Thatsache zu überzeugen, die an sich ganz unschuldig war, und doch zu einem solchen Gerüchte die Veranlassung werden konnte.

Am 10. früh Morgens nämlich kamen erst die äußersten Vorposten, die nach Süden gestanden, auf ihrem Rückzug durch Briare, und ganz zum Schluß zwei Dragoner im Schritte herangeritten. In der Nähe unseres Thores angekommen, hielten Beide plötzlich inne und schauten spähend hinter sich der Straße entlang.

„Wo nur der Kleine bleiben mag?“ hörte ich den einen in besorgtem Tone seinen Kameraden fragen, „Ah bah! sei unbesorgt,“ erwiederte dieser, „Du weißt ja, wie klug der Junge ist!“ und beide ritten langsam weiter, der eine fortwährend nach hinten spähend. Nach einer Weile sah ich einen Jungen in der Straße auftauchen, der sich gemüthlich voranbewegte. In unserer Nähe angekommen, verließ er die Straße und schritt dreist auf uns zu. Der Junge mochte wohl 12 bis 13 Jahre alt sein, war kräftig und stämmig gebaut mit intelligentem Gesichte, trug preußischen Waffenrock, Mütze, Hosen, einen schwarzen Reitermantel, desgleichen Stiefel und Sporen, in der Linken eine Weinflasche, in der Rechten eine Reitpeitsche.

„Monsieur,“ wandte er sich an mich, in ganz gutem Französisch und ohne die geringste Verlegenheit, „n'auriez-vous pas un tire-bouchon?“

„Si, si, mon garçon, en voici un,“ und der Propfzieher wurde ihm gereicht; er bediente sich dessen und gab ihn dankend und zum Abschied höflich grüßend zurück. Doch ich hielt ihn mit den Worten an: „Comment se fait-il, mon garçon, que tu parles si bien français, as-tu été élevé en France?“

„Mais, Monsieur,“ erwiederte er, „je ne suis pas Allemand; je suis de Phalsbourg. Les Prussiens m'ont emmené avec eux,“ sprach er lachend, „car je comprends aussi l'allemand; je leur fais des commissions, de petits achats, et leur sers souvent d'interprête.“

„Et tu es content de ton sort?“ frug ich weiter. „Ah oui, Monsieur, ils me traitent fort bien, j'ai tout ce qu'il me faut, j'ai même un cheval à moi, vous avez du le voir passer mené par la bride, tout à l'heure je vais le rejoindre; adieu, Messieurs, il faut que je parte.“

Diese kleine Scene erregte zunächst Heiterkeit unter den Umstehenden; bald aber wurde eine Stimme laut; „Voyez-vous cela! les journaux ont bien raison de dire, que les Prussiens se servent même d'enfants pour espionner.“

„Man sollte es meinen,“ fiel ein Anderer ein, „mais si tous les enfants sont habillés à la prussienne comme celui-là, ils ne peuvent guère être dangereux.“

Die Stadt war kaum frei, als ich von allen Seiten Besuche bekam, um mir warm und aufrichtig für meine Thätigkeit zu danken. Die Bauern hielten mich truppweise in der Straße an und in ihrer lebendigen französischen Weise: „Ah, Monsieur, que serions-nous devenus sans vous? Brûlés, saccagés grâce aux Franc-tireurs,

que le diable emporte! Soyez mille fois béni, Monsieur! C'est vous qui êtes un brave homme! nous l'avons toujours dit, mais il y a des méchants, vous sàvez. Nous vous devons bien des remerçîments, Monsieur!“

„Et puis voyez, Monsieur,“ sagten Andere, „combien on a calomnié les Prussiens, les nôtres étaient de bien bon garçons, polis et gais et qui aimaient bien les enfants.“

„C'est vrai,“ sagten die Leute vielfach untereinander, „il faut être juste, nos Prussiens aussi étaient fort convenables.“

Ich benutzte diese Stimmung, um den braven Leuten auf offener Straße und mit gehobener Stimme wiederholt klar zu machen, wie gefährlich der Franctireurkrieg für Frankreich sei. An sich ganz patriotisch und anerkennenswerth, habe derselbe nur Werth in einem Alpenlande, gehe aber unter den gegebenen Verhältnissen einen ganz falschen Weg, füge dem Feinde nur kleinen Schaden, dem Lande hingegen sehr großen zu. Die Gemeinde Briare sei mit genauer Noth großer Gefahr entgangen und jeder Einwohner sich selbst und seinem Lande schuldig, ähnlichen Ereignissen durch Ueberredung und selbstthätiges, vernünftiges Benehmen vorzubeugen. „Ich selbst werde in einem Wiederholungsfalle gewiß ganz ohnmächtig sein,“ fügte ich hinzu. „Ihr wißt, die Deutschen haben Ordnung und notiren Alles.“

„Vous avez bien raison, Monsieur,“ riefen mir alle zu, „bien vrai, nous ferons ce que vous dîtes. Mais vous craignez donc, que les Prussiens ne reviennent?“ frugen sie besorgt.

„Ich weiß davon so wenig wie Ihr,“ war meine Antwort, „woher sollte ich es wissen? Aber der Krieg kann gehen und wieder kommen; Niemand kann zum voraus angeben, was geschieht, aber ist es in unserer Lage nicht gerathen, von nun an immer das Schlimmste ins Auge zu fassen?“

„Bien sûr, Monsieur, bien sûr. Vous n'avez malheureusement que trop raison!“ erwiederten die Leute und dankten mir aufs neue.

Ehe ich nun in der Erzählung der Hauptereignisse fortfahre, will ich noch einiger Thatsachen Erwähnung thun, die sich an den Aufenthalt jener Division in Briare knüpfen und von denen eine jede in ihrer Art charakteristisch ist.

Der Hauseigenthümer, bei welchem sich die Divisionspost einquartirt hatte, konnte mir nicht genug rühmen, wie behend und praktisch sich dieselbe eingerichtet und operirt habe. Ich selbst sah mehrere Schuhmacher-, Schneider-, Sattler- und dergleichen Werkstätten, wie aus der Erde wachsen. Während meiner ersten Audienz bei dem General, trat ein Adjutant ins Zimmer mit einer mannshohen, sehr vollständigen Karte des Departements Loiret, welche in dem Mairiesaal gefunden und sofort weggenommen worden war.

Wie kommt es, frug ich mich unwillkürlich, daß keiner der französischen Officiere, die so lange in Briare ab- und zugegangen

waren, daran gedacht hat, im Interesse des Dienstes diese schöne Karte zu requiriren und wie, daß die Bürgermeisterei dieselbe bei Annäherung des Feindes nicht sofort in Sicherheit brachte?!

Ueberall Leichtfertigkeit, Kopflosigkeit! Nirgends zeitige Ueberlegung und gesundes Handeln! So war es bei uns und so überall!

Und wie wenig hatte der Krieg an der streng militärischen Erziehung der Truppe geändert!

Am 9. Morgens sah ich einen Obersten längere Zeit mitten auf der Straße vor unserm Eingangsthor, die Hände auf dem Rücken nachdenkend in einem Bezirke von etwa 50 Schritten auf- und abgehen. Die an dem Thore stehende Schildwache präsentirte das Gewehr regelmäßig bei jedem Vorübergehen, wohl zehnmal in ganz kurzer Zeit, bis der Officier es endlich gewahr wurde und ihr abwinkte. Ich machte umstehende Franzosen auf diese Disciplin aufmerksam. „C'est fort, bien fort," sagten sie, „chez nous cela paraîtrait ridicule, mais, tout bien pesé, ils n'ont pas tort." Und nun noch zum Schlusse dieses Kapitels die Mittheilung einer Thatsache, deren Lectüre den Officieren und Soldaten jener Division gewiß große Freude machen und im allgemeinen als neuer Beweis dienen wird, daß gar mancher gebildete Franzose mitten im Kriege, trotz aller Aufregung, den Feind leidenschaftslos beurtheilte und ihm bereitwillig Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Vierzehn Tage nach dem Abmarsche jener Truppe, am 26. Dez., zu einer Stunde, wo wir bestimmte Kunde hatten von einer neuen Invasion, die uns an jenem Tage bevorstand und auch wirklich statt hatte; wo die Befürchtung im Orte aufs höchste gestiegen war in Folge einer neuen Franctireur-Geschichte, bei der selbst Einwohner von Briare betheiligt waren, erhielt ich das nachstehende Briefchen von einer älteren Dame, deren Ehemann, seit zwei Tagen abwesend, ihr die Obhut seiner Geschäftsbücher und Papiere überlassen hatte, einer gebildeten und geistreichen Frau, die ich bis dahin nur sehr wenig gekannt, seitdem aber als eine durchaus edle, hochherzige, sittenreine Natur hochachten lernte, beseelt von der wärmsten, werkthätigsten Vaterlandsliebe, die für die Auferstehung ihres Landes in ihrem kleinen Wirkungskreise energisch und ausdauernd thätig ist und ohne Rückhalt die gesellschaftlichen und politischen Schäden Frankreichs eingesteht und geißelt.

Ich bemerke zuvor, daß ich bei der Dame angefragt habe, ob sie bei Verschweigung ihres Namens gegen die Veröffentlichung ihres Briefes an dieser Stelle nichts einzuwenden habe und daß sie mir bereitwillig die Erlaubniß dazu ertheilte, als sie erfuhr, daß das vorliegende Schriftchen hauptsächlich den Zweck habe, zur Versöhnung zwischen den beiden Nachbarvölkern beizutragen. Der Brief, den ich im Original noch in meinen Papieren besitze, lautet wörtlich wie folgt:

ce 26. Decbr. 1872.

Monsieur!

Mon officier allemand (sie spricht von jenem, der am 8/9. Decbr. bei ihr im Quartier lag) m'a dit qu'il entrait dans leurs instructions de brûler toute ville où l'un des leurs serait tué par un Franc-tireur. Ils ne reconnaissent pas les Franc-tireurs, ils les appellent des assassins; nous pouvons donc compter sur notre affaire. Auriez-vous un endroit à la fabrique, sûr, bien sûr à l'abri du feu où l'on pourrait mettre les principaux régistres de notre comptabilité et nos papiers, c'est notre honneur et notre seul bien?

Pardon, Monsieur, pour cette nouvelle demande; toutes mes excuses et tous mes remercîments.

Quoiqu'il arrive, je suis charmée d'avoir vu l'armée allemande; cette chose puissante, bien organisée; ces hommes qui arrivent calmes et forts comme un flot et s'en vont comme une mélodie. J'entends encore ces voix harmonieuses, qui s'élevent dans la nuit! Quel charme, quelle douceur, quel ensemble et quelle simplicité. (Jene Chorgesänge, deren ich weiter oben erwähnt habe.) O race allemande! race ennemie de la mienne! je te salue et je t'estime! Cela n'est pas ma faute, il ne fallait pas qu'on te laissât voir à moi. Adieu, Monsieur, j'attends impatiemment votre réponse."

Hat dieser Brief nicht einen hohen sittlichen Werth? und wie findet der Leser den Schluß, wo das Herz der Patriotin mit der Liebe zur Wahrheit im Kampfe liegt und letzterer ohne Zaudern die Ehre gibt?!

Ich kann auf Ehre versichern, daß ich viele Franzosen kenne, die ebenso ehrlich sind. Aber das Parteigetriebe, die Verdorbenheit der Presse, die politischen Hintergedanken in den leitenden Kreisen lassen die Wahrheit nicht aufkommen!

Am 8. früh Morgens hatten wir die Arbeit in unserer Fabrik einstellen müssen; alle Arbeiter hatten den Kopf verloren und ein großer Theil unserer Räume wurde mit Truppen und Pferden belegt Die Wiederaufnahme war auf den 12. festgesetzt, als wir plötzlich am 11. Abends von Mobilgarden überschwemmt wurden, wohl an 7 bis 8000 Mann; jene aus dem Departement de la Yonne bildeten die Hauptmasse und waren mit Chassepots bewaffnet; in Beziehung aber auf militärische Erziehung um nichts besser als alle ihre Vorgänger. In Gien waren inzwischen 700 Baiern eingerückt, die täglich kleine Patrouillen auf der Straße nach Briare ausschickten. Sofort wurde das Städtchen gegen eine Ueberraschung des Feindes durch Erdaufwürfe und Wegehindernisse aller Art geschützt, wozu der Commandant die Einwohner requirirte. Letzterer, ein Spahi-Oberst, der vor wenigen Wochen noch Lieutenant gewesen war, gefiel sich in unnützer Zerstörungssucht, die in Briare große Entrüstung hervorrief und ihm den Spitznamen „oiseau bleu" zuzog,

wozu sein hellblauer Waffenrock und seine Leichtfertigkeit die Veranlassung bot.

Mit Ausnahme der Telegraphenlinie, deren Apparat rechtzeitig in Sicherheit gebracht worden war, hatten die Preußen nichts zerstört. Der französische Commandant beeilte sich, das Versäumte nachzuholen, ohne jedweden Grund, rein auf Unkosten des Landes und aus Wichtigthuerei. Jeder kleine Canalübergang, jede Schleuße war ihm ein Dorn im Auge und es kostete die größte Mühe ihn von der Zerstörung einer Eisenbahnbrücke abzuhalten, die am südlichen Ausgang der Stadt über eine nach Osten gehende Straße führt und für seine eigene Truppe tagtäglich von dem größten Nutzen war.

Es war in jenen Tagen Thauwetter eingetreten; er benutzte diese Gunst des Himmels um sofort alle Schiffe, die theils beladen, theils unbeladen in dem Canalbecken lagen, anbohren und versenken zu lassen, und hatte damit eine solche Eile, daß er nicht einmal das Ausladen zugab!

Die Einwohner waren herzlich froh, als er sie nach zehntägigem Aufenthalt seines sogenannten Schutzes beraubte und plötzlich mit seiner Division in südlicher Richtung abzog!

„Que le ciel nous protège de nos amis,“ sagten die Leute und schimpften noch weidlich über ihn, daß er nie gewagt habe, jene wenigen siebenhundert Baiern in Gien auszuheben, von denen steif und fest behauptet wurde, daß sie vollständig entmuthigt seien und sich sehr gerne auf anständige Weise würden gefangen nehmen lassen! Baierische Soldaten hätten dies offen ihren Quartiergebern gegenüber geäußert. Desertiren wollten sie nicht, weil dies ehrwidrig wäre; sich aber von einer großen Ueberzahl gefangen nehmen lassen, sei keine Schande.

Der blaue herrische Herr Commandant soll geantwortet haben, es sei dies nichts als eine grobe baierische Falle, in die er nicht gehen wolle. Mit den baierischen Patrouillen wurden täglich Schüsse gewechselt; eine jede, so klein und ungefährlich sie sein mochte und offenbar nur zum Schutze der kleinen Garnison in Gien und nicht zum Angriffe ausgezogen, brachte regelmäßig ganz Briare in Alarm, so daß die armen Leute zehnmal im Tage zehn Tage lang in ihrer erhitzten Phantasie Tod und Verwüstung über ihre Stadt kommen sahen.

Wir begannen um jene Zeit ein kleines internationales Hospital für Verwundete in unserem Hause einzurichten, welches sich schnell mit Mobilgarden füllte, die sich zum größten Theile durch Unvorsichtigkeit gegenseitig verwundet hatten. Auch in der Stadt wurde ein Lazareth ausschließlich für Kranke eingerichtet, unter der liebevollen und intelligenten Pflege einiger barmherzigen Schwestern. Pocken und Scharlachfieber fingen an, seit Ankunft dieser Truppe, epidemisch sich bei uns einzunisten. Die Militärärzte vernachlässigten unsere Verwundeten in der

leichtsinnigsten Weise und unser Ortsarzt hatte, bei sonstiger Tüchtigkeit und gutem Willen, nicht die nöthige chirurgische Begabung.

Die Folgen blieben nicht aus.

Auch ein Linienregiment, welches direct aus Algerien kam und in dessen Reihen viele Militärsträflinge, sogenannte Zephyre dienten, hielt für einige Tage seinen Einzug. Die Leute hatten ganz gute Haltung und erzählten, daß viele der Ihrigen in Nevers hätten zurückbleiben müssen mit erfrornen Füßen, die ihnen ein lang anhaltender und schlecht eingerichteter Eisenbahntransport zugezogen habe. Der Stab des Regiments logirte in unserem Hause, anständige, geschulte Officiere. Sie hatten, nach ihrer Aussage, wiederholt darum gebeten, mit ihrem Regimente an dem Kampfe Theil nehmen zu dürfen; jetzt aber, wo ihnen diese Bitte gewährt worden und die Zucht und Ordnungslosigkeit, die in Frankreich herrsche, sich während der Reise ihrem betrübten Auge aufgedrängt habe, würden sie viel lieber in Algerien geblieben sein, denn von Erfolgen könne unter solchen Verhältnissen nicht mehr die Rede sein.

Das Regiment verließ uns nach wenigen Tagen wieder, um sich, wie wir später erfuhren, der Bourbaki'schen Armee anzuschließen, die bald darauf den verhängnißvollen Feldzug im Osten unternahm.

Auch viele Officiere jener Mobilgarde drückten offen ihre Hoffnungslosigkeit aus und bedauerten die Dictatur Gambetta's. Der Abzug der Division hatte ohne jede Ordnung und Voraussicht statt, wozu nicht die geringste Veranlassung vorlag, denn das winzige Häuflein Baiern hielt sich ruhig beobachtend in Gien. Vorräthe aller Art wurden in der Eile zurückgelassen, obschon die Eisenbahn zur Verfügung stand; viele Dutzend Kisten des besten Zwiebacks, Hunderte von Broden, eine Menge wollener Decken, die den Soldaten doch so sehr noth thaten und Tags zuvor mit der Bahn zur Vertheilung angekommen waren und dergleichen mehr. Sofort wurde alles von einer Anzahl Einwohner geplündert und nach allen Richtungen weggeschleppt. Viele ehrliche Leute sahen kopfschüttelnd und ohnmächtig zu. Von Polizei war keine Rede mehr seit dem Abzug unserer Ortsgensdarmen, die sich, wie allerwärts, mit der Armee vereinigt hatten.

Mein persönliches Verhalten war während jener zehn Tage so passiv wie möglich. Einer der Officiere hatte dem Hausherrn wenige Stunden nach Ankunft der Truppe eine schwerwiegende Mittheilung im Vertrauen gemacht.

„Sie und Herr M.," sagte er ihm, „waren bei uns als Verräther angeklagt, Sie hätten mit dem Feinde pactirt und die Franctireurs verrathen. Die Aufregung unter uns allen war groß und es war die Rede davon, Sie beide sofort zu verhaften. Ihr Empfang aber, Ihre Unterhaltung, Ihre charakterfeste Ueberzeugungstreue, Ihr Ehrenwort, das Sie für Herrn M. verpfändet, haben uns schnell

entwaffnet und bewiesen, daß der Haß der Rothen gegen Ihr Haus die Thatsachen absichtlich entstellt hatte.“

„Voyez,“ sagte mir entrüstet der Hausherr, als er mir diese Unterhaltung sofort wieder erzählte, „voyez, mon cher M., combien il est ingrat de faire le bien!“

Der Leser wird gerne glauben, daß ich unter solchen Verhältnissen viel Tact und Ruhe nöthig hatte, um mit meinem Gewissen und meiner Umgebung einig zu bleiben. Bei Tische blieb ich stummer Ohrenzeuge der Unterhaltung, die sich mit Vorliebe über die Zerfahrenheit und Rathlosigkeit der allgemeinen Lage verbreitete und nur sehr selten in meiner Gegenwart beleidigende Ausdrücke für Deutschland laut werden ließ. Nur ein einziges Mal hatte ich directe Veranlassung, meinem Tischnachbar gegenüber über die Verhältnisse ein Wort zu äußern. Anknüpfend an eine allgemeine Unterhaltung, der ich stumm beigewohnt, wandte er sich halblaut an mich:

„Tenez Mousieur, j'éprouve beaucoup de sympathie pour votre caractère, je sais que vous jouissez à Briare d'une grande considération, aussi ce n'est pas à vous que j'en veux mais bien à votre pays. Si jamais la guerre nous y mène, je vous assure, que je mettrai moi-même, le feu à une maison chaque fois que j'allumerai un cigarre!“

„Je suis certain, Monsieur, que vous ne feriez pas cela,“ erwiederte ich ihm, „pas plus que les Prussiens ne le font aujourd'hui.“

Er gab sich damit nicht zufrieden; ich überließ ihn aber ruhig seiner Galle. Der Mann war im übrigen gar nicht böse und mehr nur das Opfer einer vorübergehenden Aufwallung als kalter Ueberlegung.

Nach Abzug dieser Truppe hatten wir einige Tage große Pause, bis zum Weihnachtsabend. Die Noth unter den Leuten war inzwischen sehr groß geworden und wuchs um so schneller, als die Arbeit in unserer Fabrik wegen Kohlenmangel nicht wieder aufgenommen werden konnte. Die Preise für Lebensmittel und Bedürfnisse jeder Art stiegen von Tag zu Tag und waren überhaupt der Mehrzahl nach gar nicht mehr zu haben. Die Eisenbahn hatte ihre Kopfstation drei Stationen weiter nach Süden gerückt; die französischen Vorposten süd-, ost und westwärts von Briare ließen nichts nordwärts passiren. Auch jener vielgenannte blaue Commandant hatte während seines Aufenthaltes in Briare, in der festen Voraussicht seines Rückzugs, die Verproviantirung der Stadt absichtlich verhindert, damit der Feind, bei etwaiger Rückkehr, keinen Nutzen davon habe. So wurden wir rücksichtslos dem Kriegsinteresse geopfert und waren zum Leben auf die allernächste Umgebung angewiesen, die begreiflicherweise selbst schon sehr gelitten hatte. Und doch war die Stimmung um jene Zeit eine relativ gute. Man hatte sich in die Idee hineingelebt, daß Paris noch immer für viele Monate reichlich verproviantirt sei und hoffte

von Tag zu Tag auf einen günstigen Massenausfall. Die Leute schöpften diese Ueberzeugung viel weniger aus den Zeitungen als vielmehr aus Privatbriefen, die jede Woche aus Paris mit der Ballonpost über Bordeaux bei uns ankamen und sehr schnell Gemeingut wurden.

Alle, wie auf ein gegebenes Wort, stellten die Verhältnisse in Paris im rosigsten Lichte dar und beschworen die Provinz auszuharren.

Wir selbst empfingen in unserem Hause beinahe wöchentlich Briefe aus Paris mit der Luftpost und hatten Ende November sogar die angenehme Ueberraschung, die Antwort auf ein Taubentelegramm zu erhalten, welches wir Ende October abgesandt hatten. Mehrere andere unserer Telegramme sind niemals in Paris angekommen. „Das einzig wirklich drückende unserer Lage ist die völlige Abgeschlossenheit, in der wir leben,“ so klagten die Briefe, nachdem sie zuvor ihren Ueberfluß gepriesen und dem Vertrauen in ihre heranreifende militärische Ueberlegenheit Luft gemacht hatten.

Auch begann es in jenen Tagen, in der zweiten Hälfte des December, von dem großen Feldzug zu munkeln, welcher sich im Osten vorbereitete und in Süddeutschland einfallen sollte. — Der schnell aufeinanderfolgende Verlust einer ganzen Reihe von Festungen, machte gar keinen Eindruck mehr, so sehr war man an Unfälle gewöhnt; die ganze Aufmerksamkeit war auf Paris und die stehenden Heere gerichtet.

Am 25. December Abends, zwischen drei und vier Uhr, saß ich still vor mich hinbrütend bei meinem Kaminfeuer, an die Heimath und das Weihnachtsfest denkend, als plötzlich der Pförtner zu mir hereinstürzte, „Mr. M.,“ rief er, „il vient de passer à l'instant quatre cavaliers allemands devant la porte pour entrer en ville!“

„Ah, Jaques,“ erwiederte ich, „c'est signe que nous en verrons d'autres; souhaitons, que les Rouges ne fassent pas de bêtises! Gare à Briare sans cela!“

„Mon Dieu, Monsieur,“ rief der erschreckte Mann, „quel malheur! que le monde soit si peu raisonnable. Contre la force il n'y a pourtant pas de résistance!“

Ich konnte nichts thun in der Sache und mußte ruhig den Verlauf abwarten. In Wirklichkeit war ich ohne große Besorgniß; ich glaubte bestimmt zu wissen, daß auswärtige Franctireurs nicht im Orte seien und hatte im übrigen Vertrauen in die Haltung der Bevölkerung. Leider wurde ich sehr schnell enttäuscht. Kaum hatte mich der Pförtner verlassen, als einige Bürger in mein Zimmer stürzten und mir in der größten Aufregung folgende Meldung machten:

„Hélas! Mr. M., on vient de faire de jolies choses à Briare! Vous savez que quatre cavaliers prussiens sont entrés en ville; arrivés devant la mairie ils ont été assaillis tout

à coup par douze Franc-tireurs d'Ouzouer (eine Stunde von Briare gelegen) qui malheureusement étaient, aujourd'hui de passage à Briare et attablés depuis midi chez M..... —. Ils ont tué du coup un des cavaliers, blessé gravement le second et emmené les deux autres et les quatres chevaux à Bonny!"

„Eine schöne Geschichte, meine Herren! Der Himmel schütze Briare!" erwiederte ich aufgeregt. „Wo ist der Todte und der Verwundete!"

„Le premier à été porté chez les Demoiselles Marchain (ein kleines Privathospital) et le second à l'asyle chez les soeurs de charité."

„Ist Letzterer verbunden?"

„Oui, oui, Monsieur, le Docteur de M..... a été immédiatement appelé par les soeurs."

„Man hat doch weder dem Todten noch dem Verwundeten etwas genommen, auch keinen mißhandelt?"

„Non, non, Monsieur, nous et d'autres les avons protégés!"

„Ich wette, meine Herren, wir werden morgen, vielleicht diese Nacht noch, ein deutsches Corps einrücken sehen," fügte ich hinzu „diese vier Reiter waren sicher die Vorläufer; vielleicht kommen zuvor noch andere einzelne Reiter an, ich beschwöre Sie in diesem Fall alles mögliche zu thun, um neuem Unglück vorzubeugen!"

Ich eilte sofort zu dem Hausherrn, um ihm den Vorfall und meine Absicht zu melden, mich persönlich nach den beiden Opfern umsehen und das etwa Nöthige anordnen zu wollen.

„N'y allez pas, je vous en prie, n'y allez pas!" meinte er besorgt und aufgeregt. „Les gens là sont fous et capables de vous tuer; le mal est fait! votre intervention est inutile!"

Er gab mir endlich nach, nachdem ich ihm wiederholt betont hatte, wie wichtig es sei, die Gewißheit zu haben, daß nach dem Vorfalle wenigstens alles mögliche für die beiden Opfer von Seiten der Bevölkerung geschehen sei und dies auf den Entschluß des deutschen Befehlshabes ohne allen Zweifel günstig einwirken würde.

„Allez, mon ami, allez-y," sagte er nach längerem Kampfe, „c'est vous que l'aurez voulu! mais n'y allez pas seul en aucun cas, emmenez le Docteur, sa croix de Genève vous protégera, il faut l'espérer."

So that ich. Die Nacht war inzwischen hereingebrochen. Wir eilten zunächst zu dem Todten. Derselbe lag an dem oben bezeichneten Orte; die beiden Vorsteherinnen des kleinen Hospitals, zwei ganz vorzügliche Mädchen, schlichte Bürgerstöchter, hatten ihm alle mögliche Ehre erwiesen. Rein gewaschen lag er ausgestreckt auf blendend weißer Wäsche, zwei Kerzen brannten in seiner Nähe und eine Schwester betete bei der Leiche; ein kräftiger, großer junger Mann noch im Tode ein Bild der Gesundheit. Seine Waffen, der Helm

und Waffenrock waren auf der Mairie in Verwahr genommen worden, und der Sarg bereits in Arbeit.

Meine erste Sorge war, mich der Blechnummer zu versichern, die er auf der Brust trug, dann seiner Brief- und Geldtasche, die von den Vorsteherinnen mit Sorgfalt gehütet waren. In ersterer fand ich einige Photographien, eine kleine Broschüre über Gesundheitsregeln für den Soldaten im Felde und einen Brief mit der Adresse: Anton Ritz aus Kostheim (bei Mainz), 2. Hess. Reiterregiment, Hessische Division. Kein Zweifel! Ich hatte einen Hessen, einen engern Landsmann, vor mir und dachte besorgt an die Wahrscheinlichkeit, daß das nachrückende Corps ein hessisches sei, vielleicht gar meinen Bruder oder Verwandte in seinen Reihen zählen konnte!

So sehr mir dies in einer Beziehung persönlich und im Interesse des Städtchens erwünscht sein konnte, so war doch mit Sicherheit vorauszusehen, daß daraus die albernsten aber zugleich gefährlichsten Gerüchte würden entstehen müssen! Das bereits Durchlebte konnte mir als Maßstab dienen.

Meinem Freunde, dem Doctor, theilte ich leise diese Besorgniß mit, „Chut,“ sagte er, mir erregt die Hand drückend; „n'en parlons à personne; le monde est si bête! et vous vous trompez peut-être!“ Er fühlte und dachte wie ich.

Die Aussage des Verwundeten bestätigte meine Befürchtung. Der arme Mensch, ein sehr kräftiger, junger Bursche, war durch die linke Brust geschossen und der sorgsamsten Pflege bedürftig, die ihm auch von den barmherzigen Schwestern in vollem Maße zu Theil wurde. Er strahlte vor Freude, als ich ihn deutsch anredete, nach seinem Namen und seiner Heimath frug und mich ihm für seine Wünsche zur Verfügung stellte. „Morgen früh,“ sagte ich ihm, „lasse ich Sie in die Ambulanz bringen, die in unserem Hause eingerichtet ist, so daß Sie jeden Augenblick mit mir verkehren können.“ Er drückte mir freundlich dankend die Hand und erzählte in großen Pausen, um die Anstrengung zu vermeiden, daß er Huster heiße, der Sohn einer Wittwe in Gonsenheim bei Mainz, und von den Halunken, wie er sich erregt ausdrückte, meuchelmörderisch verwundet worden sei.

„Ich habe meinen Theil,“ meinte er mit Recht, „es wird bald alle mit mir sein, ich brauche nichts mehr, schicken Sie mein Portemonnaie meiner armen Mutter. Briare wird es bereuen! Die Kameraden sind unterwegs und werden uns rächen!“ — Auch erfuhr ich von ihm, daß das nachrückende Corps nur aus Hessen bestehe.

Am 26. früh Morgens rief mich der Pförtner. Unserm Thore gegenüber hielten zwei deutsche Cavalleristen und lugten unruhig und kopfschüttelnd in die Hauptstraße hinein. Nachdem sie einige Minuten leise miteinander verkehrt und ihre Uhren betrachtet hatten, setzte sich der eine plötzlich in raschem Trabe nach vorwärts in Bewegung und verschwand schnell in der Biegung der

Straße, der andere hielt still an derselben Stelle, betrachtete Zeit zu Zeit seine Uhr, wurde bald sichtlich unruhig und nachden nochmals einen langen, prüfenden Blick nach vorwärts geworfen den Kameraden nicht wiederkehren sah, wandte er plötzlich um ritt im gestrecktem Trabe die Straße zurück auf der er a kommen war.

Zwischen 11 und 12 Uhr saß ich in banger Erwartung mit d Hausherrn beim Gabelfrühstück, als mich der Maire durch ei Extraboten bitten ließ, ich möge doch zu seinem Beistand herbeieil eine zahlreiche Reiterpatrouille mit einem Officier an der Sp wolle ihn mit sich schleppen.

Ich war kaum in die Straße getreten, als ich den Maire g wahr wurde, der inzwischen genöthigt worden war, jener Patroui voran, dem Corps-Commandanten entgegen zu gehen. Ich schl mich dem ersteren sofort an, nachdem ich den Officier (einen Her von Schenck, wie ich später erfuhr) deutsch begrüßt und die Erlaubn zur Begleitung erbeten, aber nur mißtrauisch von ihm erhalten hatt

Die kleine Reiterabtheilung, die wohl 25 Mann zählen mocht waren Hessen, wie ich an dem doppelt geschwänzten Löwen ihre Helme errathen konnte.

So ging ich denn der Gewißheit entgegen, in wenigen Minute engere Landsleute vor mir zu sehen, vielleicht gar Blutsverwandte!

Ich muß gestehen, daß ich während des ganzen Kriegs keine peinlichere Empfindung gehabt habe! Man suche sic meine Lage zu vergegenwärtigen und wird leicht den Kampf begreifen, den Gefühl, Pflicht und wahre Ehre in mir hervorriefen! — Das Corps war diesmal nicht von Gien, sondern von Labusière her auf der Hauptstraße angekommen, welche über Montargis nach Paris führt und sich einige hundert Schritte von unserem Hause entfernt plötzlich ziemlich stark nach Briare zu abdacht. Der Corpsstab hatte auf jener Hügelhöhe Halt gemacht und war vom Pferde gestiegen in Erwartung des Maires. Sobald mein Auge es vermochte, musterte ich die Herren und sah sofort, daß alle, mit Ausnahme des Generals und seines Adjutanten, der ganz in seiner Nähe stand, hessische Officiere waren; doch erkannte ich nur einen, Herrn Davidsohn, Hauptmann der Artillerie, den ich früher, da er noch Lieutenant war, eines Tags in Darmstadt in Gesellschaft meines Bruders gesehen hatte. Von den Herren selbst schien keiner meinen Ursprung zu ahnen. Ohne die Ansprache des Generals abzuwarten, und mit der Zustimmung des Maires, wandte ich mich sofort an ersteren und stellte mich ihm als Deutscher und Director der großartigen Fabrik vor, die mit ihrem Wald von Schornsteinen und ihren weitläufigen, sauberen Gebäulichkeiten imponirend zu unseren Füßen lag.

„Ich bin nicht allein Deutscherr, Herr General,“ fügte ich hinzu, „ich bin sogar geborener Hesse und erkenne in Ihrer Umgebung

meine engeren Landsleute;" und mich an die Gruppe wendend, die sich inzwischen überrascht und aufmerksam lauschend genähert hatte: „Herr Hauptmann Davidsohn wird mir wohl sagen können, wie sich mein Bruder befindet, Artilleriehauptmann Maurer?"

Erstaunen und Wohlwollen traten auf alle Züge bei Nennung meiner Herkunft und meines Namens und ich erfuhr sofort, daß mein Bruder, bei Orleans am Schenkel ungefährlich verwundet, nach Darmstadt transportirt worden, und mein Vetter, Rittmeister Otto vom 2. Reiter-Regiment, leicht krank in Montargis zurückgeblieben sei.

Der General selbst, Herr v. Rantzau, den ich sehr bald als einen durchaus wohlwollenden, menschenfreundlichen und gerechten Mann hochschätzen lernte, der bereitwillig alles that, was in seinen Kräften stand, um die Leiden des Kriegs zu mildern, als solcher auch von meinen französischen Freunden gewürdigt wird, befrug mich nun ausführlich über die Ereignisse, was aus seinen vier Reitern am Abend zuvor und einem Fünften an jenem Morgen geworden sei? Von dem Loos des Letzteren waren weder ich noch der Maire bis zur Stunde unterrichtet.

Was ich wußte, erzählte ich wahrheitsgetreu und verdollmetschte dem Maire meinen Bericht, den er mit Hand und Mund bestätigte.

„Ich werde leider hier sehr streng auftreten müssen, Herr M.," versetzte der General, „zunächst handelt es sich jedoch darum meine Leute unterzubringen."

Das Corps bestand aus einem Infanterie-Regiment, einem Reiter-Regiment und einer reitenden Batterie, zusammen wohl 2500 Mann. Der Stab nahm in unserem Hause Quartier.

Bei Tisch und Kaffee machte der General die Bekanntschaft des Hausherrn, der sofort als Mann von Geist und Charakter seinen Zauber auf ihn und seine Umgebung ausübte. Ich selbst mußte natürlich der Neugierde der Herren vielfach Rede stehen und ging mit der gewissen Hoffnung zur Ruhe, daß auch diese Krisis ohne allzuschlimme Folgen für die Gemeinde vorübergehen würde.

Am 27. früh Morgens ließ mich der General zu sich bitten. Sein Adjutant Graf v. W., Hannoveraner von Geburt, war bei ihm, ein bildschöner Husarenofficier mit intelligenten Zügen, Militär vom Scheitel bis zur Zehe, dessen Andenken in dieser dreifachen Beziehung noch längere Zeit in Briare fortleben dürfte.

„Was sagen Sie wohl, Herr M.," begann der General, „wenn ich Ihnen den Beweis liefere, daß Leute aus Briare die Urheber des gestrigen Attentats sind?"

„In diesem Falle, Herr General, lassen Sie die Thäter bestrafen, aber die Gemeinde frei ausgehen."

Er ließ hierauf einen Reitersmann mit zwei jungen Civilgefangenen näher treten.

„Kennen Sie diese Leute, Herr M.," frug er mich, „sind dieselben aus Briare?"

„Ja, Herr General, Beide sind hiesige Bürgersöhne.“

„Schon gut, und nun erzählen Sie,“ wandte er sich an de Reitersmann, „was sich ereignet hat.“

Auf diesem Wege erfuhr ich, daß dieser Letztere, der kein An derer war, als jener fünfte verloren geglaubte Reiter, von einer An zahl unbewaffneter Briarer Bürger vom Pferde gerissen und an de Kanal geschleppt worden war, um ertränkt zu werden, von ander Bürgern aber noch rechtzeitig in Schutz genommen und beim Ein rücken des Corps in Freiheit gesetzt wurde. Er selbst aber hatt jene Beiden eben erst in der Straße erkannt, als der Bande ange hörig, die ihn mißhandelt hatte, und sofort festgenommen.

Diese Geschichte mußte natürlich bei dem General den Verdach erregen oder bestärken, daß, trotz meiner Aussage, sich auch bei den ersten Attentate Bürger aus Briare betheiligt hatten. Hierin wa er entschieden im Unrecht.

„Leiten Sie eine Untersuchung ein, Herr General,“ bemerkte ich, um mir Luft zu machen, „ich wette, die Leute zeigen sich untereinander an, ein Jeder um sich rein zu waschen. Die Beiden hier beschwören hoch und theuer ihre Unschuld und werden sicherlich nicht schweigen, denn sie zittern vor Furcht!“ Die Untersuchung wurde in der That eingeleitet und von einem Lieutenant, Herrn v. Gagern, geführt, der der französischen Sprache mächtig war und sehr gewissenhaft und menschenfreundlich dabei verfuhr.

Einige vierzig Leute wurden nacheinander verhaftet, die sich gegenseitig angaben. Mit Ausnahme von sechs oder sieben wurden jedoch Alle sehr schnell wieder freigelassen. Nach einigen Tagen erklärte mir der General, daß jene bis auf weiteres in Gefangenschaft bleiben würden, um den Einwohnern in Briare für künftighin eine heilsame Furcht einzuflößen, keiner aber erschossen werden solle. Ich hatte einen so günstigen Ausgang nicht zu hoffen gewagt und war überglücklich, den Angehörigen, die in ihrem Jammer meine Schwelle nicht verließen und händeringend um meinen Beistand flehten, diese relativ gute Nachricht bringen zu können.

Doch damit war die Sache nicht abgethan. Der General bestand auf einer Genugthuung, die er seinen Leuten schuldig sei, berief sich auf höhere Befehle, denen er Gehör geben müsse und sprach von einer Contribution von zwanzigtausend Franken, die er der Stadt auferlegen wolle. Er begründete seine Forderung in bekannter Weise, obschon sehr gelassen, doch sehr bestimmt, und widerlegte in militärischem Sinne eine jede meiner Einwendungen.

Die Ereignisse hatten mir diesmal zwei neue Argumente geliefert, die ich für durchschlagend hielt, aber doch nur theilweisen Erfolg gehabt haben.

„Durch Ihre Art der Kriegsführung,“ behauptete ich wiederholt, „welche in einem regelmäßigen Kriege die beste sein mag, aber meiner Meinung nach mit der Ausartung des Kriegs hätte geändert werden müssen,

führen Sie die Leute geradezu in Versuchung, über die Ihrigen herzufallen.

Sie schicken zwei, drei, vier einzelne Reiter in feindliche Ortschaften, die alle mehr oder minder durch die Presse fanatisirt sind und steigern dadurch die Erbitterung des kurzsichtigen Mannes bis zur Wuth!

Die Leute klagen sich der Feigheit an, sich von einigen wenigen Feinden maßregeln zu lassen, erhitzen sich die Köpfe und packen an!

Warum schicken Sie nicht Patrouillen, die durch ihre Zahl imponiren und das patriotische Gewissen der Leute weniger verletzen?!

Und wie wird diese Kriegsführung bei uns ausgelegt?!

Den Preußen, sagt man, ist verflucht wenig an einigen Reitern gelegen; sie suchen und finden durch kleine Opfer den Vorwand zu methodischem Brandschatzen!

Auch die Contributionen können nicht vorbeugend wirken, weil sie schließlich nur Leute treffen, welche die Ausartung des Kriegs beklagen, nie aber solche, welche diese Ausartung gerne sehen und unterhalten!"

Der Werth dieser Gründe und meine Hartnäckigkeit veranlaßten schließlich den General, die verlangte Summe auf zwölftausend Franken zu ermäßigen, die ich ihm aus der Kasse des Hauses gegen Quittung für Rechnung der Stadt in zwölf Bankbillets ausbezahlte, und welche die Stadt dem Hausherrn heute noch schuldet und voraussichtlich noch Jahre lang schulden wird!

Wir hatten, wie ich weiter oben bereits bemerkte, eine kleine Ambulanz in unserem Hause, worin leider die Hauptsache fehlte, die Hand eines geschickten Chirurgen. Kaum waren die Hessen bei uns eingerückt, als ihre Aerzte die Pflege übernahmen. Wir hatten an jenem Tage nur französische Verwundete bei uns und den genannten Huster; drei wurden sofort amputirt, wozu nach Ausspruch jener Herren die höchste Zeit war. Ihre Geschicklichkeit und ihr menschenfreundliches Benehmen gewann alle Herzen und meine französischen Freunde stellten unwillkürlich für ihre Landeskinder sehr beschämende Vergleiche an. Auch die Vollständigkeit ihrer chirurgischen Werkzeuge, ihrer Verband- und Arzneimittel, erregte allgemeines Erstaunen.

Das Corps war am 26. bei uns eingerückt und zog sich am 1. Januar früh Morgens auf Gien zurück, nachdem es am 31. Mittags plötzlich von einem an Zahl sehr überlegenen Corps (7 bis 8000 Mann) angegriffen worden war und befürchten mußte, in seiner linken Flanke umgangen zu werden.

Die strategische Stellung in Briare war für einen so schwachen Truppentheil sehr unvortheilhaft und hätte einem unternehmenden Feinde gegenüber leicht verhängnißvoll werden können; vollständig isolirt, ohne jedwede Aussicht auf rechtzeitige Unterstützung, mit einer gefährlichen Rückzugslinie. An jenem 31. December wurden an 40 hessische Verwundete in unsere Ambulanz gebracht, was uns aufs

neue Gelegenheit bot, das rasche Eingreifen und die Behendigkeit ihrer Aerzte zu bewundern.

Der Dienst der Mannschaft war während jenes sechstägigen Aufenthaltes sehr anstrengend gewesen; fortwährend in der Front und in der Flanke bedroht, war die kleine Schaar beständig auf den Beinen in Schnee, Schmutz und Eis.

Stimmung und Benehmen den Einwohnern gegenüber litten darunter und einzelne Excesse waren die Folge, wovon der nachstehende Tagesbefehl, der im Original in dem Zimmer eines Officiers nach dem Rückzug gefunden wurde und den ich noch heute besitze, Zeugniß ablegt.

Briare, 30. 12. 70.
Nachm. 2½ Uhr.

Detachements-Befehl.

1) Der Umstand, daß eine längere Anwesenheit des Detachements in Aussicht steht, macht es dringend erforderlich, daß ein bestimmt geregelter Verpflegungsmodus, welcher nicht nur den Bedarf der Truppen sichert, sondern auch die nothwendigen, der hiesigen Gegend aufzulegenden Lasten in möglichst gleichmäßiger und gerechter Weise vertheilt, in Kraft trete. Zu diesem Ende bestimme ich:

a) Es wird eine Verpflegungscommission ernannt, bestehend aus einem Hauptmann der Infanterie, Oberquartiermeister Hechler, Lieutenant Freiherrn von Gagern und einem Lieutenant der Infanterie. Diese Commission hat den täglichen Bedarf der Truppen nach Maßgabe der bestehenden Etatsverhältnisse genau festzustellen und danach mit dem Oberst Kraus zu einer bestimmten Stunde die erforderlichen Vereinbarungen zur Herbeischaffung desselben zu treffen.

b) Sämmtliche Truppentheile haben täglich bis Nachmittags 12 Uhr genaue Meldungen über ihre Lebensmittelbestände und ihre in dieser Beziehung zu deckenden Bedürfnisse an Oberst Kraus einzureichen, welcher auf Grund dieses Materials unter Communication mit der Verpflegungs-Commission die erforderlichen Requisitions-Commandos für den folgenden Tag anordnet und mir darüber Vortrag halten wird. Es sind hierzu die sämmtlichen umliegenden Ortschaften in Anspruch zu nehmen. Die requirirten Gegenstände werden auf der Mairie deponirt und gelangen dort zu einer bekannt zu machenden Zeit durch die Commission zur Verausgabung an die Truppen. Es empfiehlt sich, die Commandos des Morgens in aller Frühe abzusenden, damit die requirirten Gegenstände noch am selben Tag zur Ausgabe gelangen können. Sämmtliche Requisitionen sind soweit als möglich stets unter Concurrenz des betreffenden Maire auszuführen, da nur auf diese Weise eine gerechte, den Vermögensverhältnissen der Einwohner entsprechende Vertheilung möglich und eine Milderung des Requisitionsverfahrens zu erzielen ist.

2) Ich untersage es hierdurch wiederholt auf das allerstrengste, daß Requisitionen ohne Autorisation des Oberst Kraus vorgenommen

werden und werde ich mich, wenn solches wieder vorkommt, an den betreffenden Vorgesetzten halten.

3) Die Bons sind stets nach dem vorgeschriebenen Schema durch einen Officier oder Zahlmeister, oder bei Abtheilungen, wo solche nicht disponibel sind, durch einen der Sache kundigen Unterofficier zu vollziehen. Bons, welche z. B. von Corporalen, welche zur Ausstellung derselben nicht legalisirt sind, unterzeichnet sind, wünsche ich nicht mehr zu sehen.

4) Es ist mir zur Kenntniß gekommen, daß für die auf der hiesigen Wache befindlichen Gefangenen in ungenügender Weise gesorgt ist; ja, daß sich auf derselben Arrestanten befinden, über deren Verhaftgrund nicht einmal genügend Auskunft gegeben werden kann. Seitens des Vorposten-Commandeurs ist Anordnung zu treffen, daß auch die Verpflegung der Gefangenen für die Zukunft gesichert ist. Der Wache-Commandant hat ein namentliches Verzeichniß der Arrestanten zu führen, in welchem sich bei jedem Einzelnen mit wenig Worten der Verhaftungsgrund vorfindet. Zu diesem Zweck ist es erforderlich, daß bei jedem Gefangenen, welcher auf die Wache abgeliefert wird, Seitens des die Verhaftung anordnenden Officiers, ein species facti beigefügt wird. Ueber jeden solchen Fall ist dem Vorposten-Commandeur durch den Wache-Commandanten erforderliche Meldung zu erstatten. Der Hauptmann und Rittmeister du jour hat sich jeden Mittag 12 Uhr, um welche Zeit der Dienst wechselt, bei mir zu melden.

5) Es ist festgestellt, daß gestern in dem Hause des Claude Marechal, Schiffer zu Briare, wohnhaft auf dem Champ de Foire, während der Abwesenheit der dort bequartierten Chevauxlegers durch Soldaten, angeblich aller Abtheilungen, Plünderungen gröbster Art vorgekommen sind. Ich fordere sämmtliche Commandeure auf, die genauesten Recherchen anzustellen, um die Thäter zu ermitteln, damit dieselben im Interesse der Disciplin und zur Wahrung der Ehre des Detachements und des deutschen Namens zur strengsten Verantwortung gezogen werden können.

(gez.) von Rantzau.

Regimentsbefehl.

Von Seiten des Regiments werden zur Verpflegungs-Commission commandirt:

Hauptmann Weber, Lieutenant Weimar. Die Verpflegungs-Commission tritt um 4 Uhr bei Herrn Oberst Kraus zusammen.

Die sub. 1 b verlangten Eingaben haben bis spätestens 1/2 4 Uhr beim Regiment einzugehen.

Morgen früh 8 Uhr stehen zwei Züge 2. Bataillons mit je sechs Reitern zum Requisitions-Commando bereit.

Notiz. Voraussichtlich können Morgen früh Briefe zur Ablieferung kommen, dieselben sind bis heute Abend zum Befehlsempfang auf dem Regimentsbureau abzugeben.

Schema.

Stärke d. Truppentheils.			Pferde.	Vorhandene Lebensmittel.						Fourage.		Erforderlich für folgende Tage.	Zur Ergänzung des eisernen Bestandes.
				Fleisch.									
Officiere.	Unterofficiere	Mannschaft.		lebend.	geschlachtet.	Brot u. Mehl.	Wein.	Salz.	Caffee.	Hafer.	Gerste.		

Der Geist des obigen Schriftstücks spricht sehr zu Gunsten des Generals und der deutschen Kriegsführung überhaupt und wirft ein helles Streiflicht auf die Noth der Bewohner. Dieselbe stieg mit jedem Tag; jede Zufuhr war unmöglich, selbst mit gutem Gelde nichts mehr zu haben; Hunger, Elend und Krankheiten aller Art waren die Folgen. Die Truppe lebte von Requisitionen aus der Umgegend und theilte häufig mit den Bewohnern. Des Nachts waren alle Backöfen der Stadt für Jene thätig, des Tags ausschließlich für die Einwohner. Die Weihnachtsgeschenke aus Deutschland langten in jenen Tagen an zur allgemeinen Freude. Viele Officiere vereinigten sich zu einer Festfeier bei einem Abendessen, wo Wurstsuppe, Leber- und Blutwurst, nach hessischer Art bereitet, an die Heimath erinnerten.

„Les nôtres ont été de bons enfants, doux comme des moutons“ hörte ich in vielen Häusern nach Abzug des Corps; in manchen andern auch das Gegentheil; Mißverständnisse waren auch diesmal wieder die Hauptursachen zu Zwistigkeiten; die Soldaten waren mir regelmäßig dankbar für meine Dazwischenkunft und sofort versöhnt mit ihren Quartiergebern; mit Ausnahme eines einzigen Artillerieunterofficiers, der mir roh und rücksichtslos antwortete und sich jede Vermittelung verbat.

„Il y a un trait qui me frappe surtout chez vos compatriotes,“ sagte mir die Oberin der barmherzigen Schwestern, „Ils respectent les femmes; sans doute parcequ'ils aiment les leurs.“

Im allgemeinen hat diese Truppe lange nicht jenen günstigen Eindruck in Briare zurückgelassen als die Preußen vom 8 9. December, sowohl in Beziehung auf persönliches Benehmen als auf militärische Haltung. Die Officiere sahen den Leuten sichtlich vieles durch die

ger, wahrscheinlich des schweren Dienstes wegen; auch waren einige Herren sehr gegen Briare aufgebracht, in Folge der Franctireur-schichte, und unzufrieden, daß das Städtchen nicht strenger bestraft rden war. Letzteren war ich persönlich ein Dorn im Auge, weil in mir mit Recht den Haupturheber sahen, der das Gewitter ab-enkt hatte.

Man kann eben nicht Jedermann gefallen.

Meine Pflicht war, in meinem engern Wirkungskreise einfach s Interesse meiner Freunde und der Gemeinde mit ehrlichen Mit-n nach Kräften zu vertheidigen, unbekümmert um jedes anderweitige, utsche oder französische Interesse. Die Aufgabe war ehrenvoll, aber wer und undankbar.

Ein Vorfall, der anfänglich meine Entrüstung hervorrief, mir er schließlich verständlich wurde, möge als Beleg dienen, daß allzu-uge Leute unter den gegebenen Verhältnissen leicht ihre eigenen Opfer urden.

Die Frau eines Frachtfuhrmanns kam händeringend zu mir.

„Quel malheur, Mr. M.,“ rief sie, „les Prussiens ont brûlé outes nos voitures! Il n'en reste que le fer! Mon Dieu! Qu'allons-nous devenir!“

„Was!“ rief ich entrüstet, „sie haben Euch Eure Wagen ver-rannt! Das ist unmöglich, sie selbst haben ja häufig Wagen nöthig und würden sich damit nur selber schaden!“

„Je vous le jure, Monsieur, c'est vrai! Venez, vous le verrez vous-même,“ stotterte die arme Frau.

Ihr Aussehen hatte so viel Wahres, daß ich trotz aller Unwahr-scheinlichkeit zu glauben begann.

„Niemals wird der General eine solche Barbarei dulden,“ sagte ch ihr tröstend, „ich bin fest überzeugt, daß er Euch Genugthuung verschaffen wird. Wartet ein wenig, ich werde ihn auf der Stelle aufsuchen.“

Auf dem Wege dahin theilte ich den Vorfall entrüstet einem Unterofficier mit.

„Glauben Sie nicht daran, Herr M.,“ antwortete dieser, „es wird keinem unserer Leute einfallen, einen Wagen zu verbrennen und doch können jene Wagen verbrannt worden sein, aber wissen Sie, wie? Die Bauern, aus Furcht, man möge ihre Wagen requiriren, zer-legen sie häufig in ihre einzelnen Theile und verschleppen diese nach rechts und links; Sie begreifen wohl, daß der Soldat bei nächtlichem Bivouak, bei Schnee und Eis, wenn er dergleichen findet, auch ver-brennt; wir haben dieses schon öfters erlebt.“

Ohne erst den General aufzusuchen, ging ich sofort zu der Frau zurück, die mir in der That das Unglück in der angegebenen Weise berichtete. Ich konnte sie nur mit dem kühlen Troste nach Hause schicken, „daß allzuklug unklug ist.“

Dem Canalbecken entlang in der Stadt waren sehr bedeutende

Vorräthe von Brennholz aufgeschichtet, die für Paris bestimmt und in Folge des Krieges liegen geblieben, Privateigenthum eines Pariser Holzhändlers waren.

Die Truppe requirirte hiervon ihren täglichen Bedarf durch Vermittelung des Bürgermeisters. Viele Bewohner, und darunter wohlhabende, benutzten diesen Zustand der Dinge, um für eigene Rechnung zu requiriren und Keller und Speicher mit Holz zu füllen unter den Augen des verzweiflungsvollen, dem Eigenthümer verantwortlichen Hafenhüters.

Leute aus dem niederen Volke machten den Feind auf versteckte Weinvorräthe aufmerksam und plünderten dieselben in Gemeinschaft.

So wirkt der Krieg nach allen Seiten hin entsittlichend!

Ein Zwischenfall anderer Art, der in seiner Weise gewisse damalige, französische Zustände scharf kennzeichnet, möge hier seinen Platz finden.

Der General hatte den neuen republikanischen Unterpräfecten in Gien schriftlich in höflicher, aber streng militärischer Form aufgefordert, einige Barrikaden und Wegdurchstiche, die auf der Rückzugsstraße der Truppe lagen, wieder beseitigen zu lassen. Der französische Beamte wies die Aufforderung mit der Erklärung zurück, daß er nur seinen einheimischen Behörden zu gehorchen habe und vernachlässigte hierbei absichtlich die üblichen Formen der Höflichkeit.

Die Folge war, daß der General ihn festnehmen und ins Hauptquartier des Prinzen Friedrich Carl bringen ließ, der ihn nach Deutschland beförderte. Die Deutschen, hieß es in Folge dessen unter den Einsichtigen in Gien und Briare, haben hiermit dem Unterpräfecten den größten Dienst geleistet und seinen geheimen Wunsch erfüllt, seines höchst unangenehmen Postens in den Augen des Landes ehrenvoll enthoben zu sein und als Märtyrer zu gelten. Er konnte sich keine bessere Empfehlung wünschen, um dereinst in die Kammer gewählt zu werden oder sonst im Dienste des Staates Carrière zu machen und weiß recht gut, daß seine Gefangenschaft in Deutschland sehr erträglich sein wird!

Doch das Schönste ist, daß die Aufforderung des Generals ohne Gegenstand war, insofern die genannten Wegehindernisse zu jener Stunde bereits freiwillig und zum eigenen Nutzen von der Gemeinde Gien beseitigt worden waren, was dem Unterpräfecten, wenn er aufrichtig gewesen wäre, einfaches Stillschweigen möglich machte. Aber er suchte und fand was er suchte.

Der Rückzug am 1. Januar fand in bester Ordnung statt, obgleich ihn der Feind in der Flanke und im Rücken beunruhigte; schon den Abend zuvor war alle Bagage 2c. nach Gien vorausgeschickt worden. Fünfhundert preußische Landwehrleute, die zwei Tage früher von Montargis angekommen waren, bildeten den Schluß. Der General selbst ließ den letzten Mann defiliren, ehe er seinem Pferde die Sporen gab.

Die obengenannten Civilgefangenen wurden mitgenommen, nach-

n mir der General zur Beruhigung der Angehörigen nochmals n Wort gegeben hatte, daß denselben kein anderes Leid widerfahren solle.

Gelegentlich einer Fürbitte hatte ich Veranlassung gehabt, einen auptmann, Herrn Leiß, kennen zu lernen. Derselbe hatte einen ürger aus dem benachbarten Neuvy in Verwahr, Schullehrer seines tandes, sehr sanfter und friedliebender Natur, der bei einer Recognoscirung irrthümlich als Francтireur verhaftet und ohne die energische Dazwischenkunft des ehrenwerthen Hauptmanns sofort an Ort nd Stelle niedergemacht worden wäre. Der Pfarrer von Neuvy nd ein mir befreundeter Fabrikherr baten um meine Vermittelung ir seine Freilassung. Der Hauptmann empfing uns sehr freundlich nd versprach, den Mann zu einer gelegenen Stunde laufen zu lassen; zwischen fehle ihm nichts, wovon er uns sofort überzeugte. Auch ielt er Wort. Dieser Vorfall und sein menschenfreundliches Benehmen müssen wohl dem Hauptmann vor Augen geschwebt haben, ls er mir an dem Tage des Rückzugs im Vorbeireiten an unserm Hausthor mit erregter Stimme die Worte zurief:

„Herr M., sagen Sie Ihren Franzosen, sie seien Banditen und Meuchelmörder! Dem verwundeten Hauptmann Weber haben die Halunken die Fersen durchschnitten und die Augen ausgestochen!“

Ich begriff und theilte seine Entrüstung mit allen umstehenden Franzosen, denen ich sofort den gräulichen Vorfall erzählte.

Glücklicherweise für die Ehre der französischen Truppe hat sich derselbe nicht bestätigt und beruhte lediglich auf einem Gerüchte. Herr Dr. Hüffel, der als einer der letzten Briare verließ, hatte die Leiche des genannten Hauptmanns gesehen und stellte den Vorfall entschieden in Abrede. Ich habe diese Erklärung aus s e i n e m e i g e n e n Munde. Er bat mich gleichzeitig, mich seines Schwagers, Rittmeister Otto, anzunehmen, der täglich bei dem Detachement in Briare, von Montargis kommend, wo er krank zurückgeblieben war, erwartet wurde, und sehr leicht in Gefangenschaft hätte gerathen können.

Ganz gegen meine Erwartung und zu meinem großen Bedauern war keiner der Aerzte zur Pflege der Verwundeten zurückgeblieben. War es die Berechnung auf eine schnelle Rückkehr, die in der That stattfand, oder auf französische ärztliche Hilfe oder Besorgniß für die Sicherheit des Arztes, kurz es blieb keiner in Briare.

Eine halbe Stunde später hielt eine französische Division ihren Einzug.

Der Stab nahm Quartier in unserem Hause; ein Bataillon Marinetruppen wurde in den Fabrikräumen untergebracht; es waren entschlossene, rüstige Bursche, zum Theil im Mannesalter, gut bekleidet und gut bewaffnet. Das übrige Corps bestand aus Mobilgarde und Mobilisés (ältere Jahrgänge unverheiratheter Männer) sechs Geschützen und einigen wenigen Reitern für den Depeschendienst,

im Ganzen wohl 7 bis 8000 Mann unter dem Oberbef Generals du Temple, vor kurzem noch Marinekapitain (r verwechseln mit dem bekannten Deputirten gleichen Namens) fort wurden die bekannten Anklagen gegen den Hausherrn un wieder laut, blieben aber auch diesmal ohne Folgen, weil es er den Officieren gegenüber, nicht schwer wurde, die Lächerlichkeit Gerüchte klar zu machen und auf ihre wahre Quelle, den H Rothen, zurückzuführen. — Die Division blieb überhaupt nu Tage in Briare. Die Leute strömten ohne Unterbrechung in Ambulanz, um sich die verwundeten Hessen (französisch Pru zu betrachten, die mit ihren französischen Leidensgefährten l Bekanntschaft gemacht und friedlich verkehrten.

Drohungen, Verwünschungen ꝛc. wurden bei dieser Geleg nicht laut; nur lebhafte Neugierde stand auf den Gesichtern. armen Hessen wurde demohngeachtet sichtlich wohl zu Muthe, al Strom sich allmälig verlief.

„Je vous avoue franchement, Monsieur," sagte mi junger, liebenswürdiger Marineofficier, der mich in der Amb thätig sah, „que cette affreuse guerre m'a déjà rendu féroce! je ne me réconnais plus! Quoi que je recommande jours à mes hommes de respecter des blessés, je les a devant moi achever des hommes sans rien faire pour le empêcher! C'est pourtant horrible, Monsieur, quand pense après! Mais pourquoi aussi les Prussiens ne s'en v ils pas dans leur pays?! Ils ne veulent pas la paix! veulent nous ruiner!"

Diese letzte Aeußerung läßt erkennen, wie verkehrt die Auffa der Verhältnisse in manchem sonst ganz einsichtsvollen Kopfe wa

Der General selbst predigte den Krieg bis aufs Messer, verfl jede Gemeinde, die sich nicht vertheidigte und schwur persönliche R gegen seinen Geburtsort Chateauneuf, einem zwischen Orleans Gien auf der Etappe gelegenen Städtchen, weil es täglich den F ungestört passiren ließ. Unter den Officieren waren die Meinun getheilt, doch hatten alle Jene, die wie der General ein plötzli Avancement der Republik verdankten, radikale Ansichten. Der Ho herr ließ sich durch das wüste, unsinnige Geschrei dieser Herren n einschüchtern und machte seine Ansichten energisch und mit der eigenen Ueberzeugungstreue geltend.

Die Waffen, Tornister und Helme der Verwundeten wur mitgenommen, und sechs leicht Verwundete als Gefangene weg führt, deren Namen ich mir notirte. Bevor dies geschah, frugen die französischen Aerzte in meiner Gegenwart, ob die Genfer C vention sie zu diesem Wegführen berechtige und verneinten einsti mig die Frage, einige Officiere traten dazwischen und erklärten, d die Preußen in Briare ein Gleiches gethan, was zu Repressal berechtige.

Diese letztere Behauptung beruhte auf folgender Thatsache. Die Hessen hatten nämlich achtzehn französische Soldaten verschiedener Waffen, die fußmüde oder fieberkrank bei den barmherzigen Schwestern in Briare eine Zuflucht gefunden und bei dem Einrücken des Feindes auf einen benachbarten Pachthof geflüchtet waren, festgenommen und nach Orleans abführen lassen.

Ich selbst sah die Leute kurz vor ihrem Abgange und kann bezeugen, daß für einige aus Menschlichkeit der Transport per Wagen angeordnet wurde.

Jene sechs leicht verwundeten Hessen schieden mit bangem Herzen von den Kameraden; die Furcht vor Mißhandlung in der Gefangenschaft herrschte bei Allen.

Die Einwohner von Gien, wo die Hessen Halt machten, hatten fest darauf gerechnet, daß ihre Landsleute vorrücken und den Feind noch weiter zum Rückzug nöthigen würden und waren darum nicht weniger entrüstet, wie jene in Briare, als am 2. Abends der Wiederabmarsch in südlicher Richtung vor sich ging.

Man wollte diese Art der Kriegführung nicht begreifen, deren Geheimniß ohne Zweifel in dem Umstande lag, daß die Offensive nicht überall möglich war und durch die Armeen Chanzy's, Bourbaki's und Faidherbe's alle verfügbaren Kräfte in Anspruch genommen wurden.

Am 3. Morgens erschien bereits wieder eine hessische Reiterpatrouille, von Gien kommend, mit einem Lieutenant, Herrn von Eschwege an der Spitze, dessen Hauptaufgabe es war, sich nach den Verwundeten umzusehen.

„Habt Ihr alles Nöthige, hat man Euch gut behandelt?" frug er die Leute, die ihm ohne Ausnahme ihre Zufriedenheit aussprachen, aber dringend darum baten, von den Kameraden abgeholt zu werden. Ich selbst klagte dem Officier unsere liebe Noth um tüchtige, ärztliche Hülfe und bat ihn wiederholt, das Nöthige bei dem General in dieser Beziehung zu veranlassen, was er fest versprach.

Einige Stunden später kam in der That Herr Dr. Schmidt, der durch sein freundliches Benehmen sehr bei uns gefallen hatte, wieder in Briare an und traf sofort Anstalten, um am folgenden Tage alle transportfähigen Verwundeten in die Rückzugslinie bringen zu lassen. Er war von einem Herrn Paul Traup aus Neuchatel begleitet, der einer internationalen Ambulanz angehörte und seit Beginn des Kriegs bei der hessischen Division thätig gewesen war.

Zu jener Stunde dachte ich nicht, daß wir noch an demselben Abend das ganze Detachement wieder sehen sollten; ich hatte im Interesse der Gemeinde gehofft, daß der General unter den gegebenen Verhältnissen die viel weniger gefährliche Stellung in Gien vorziehen und Briare fernerhin vermeiden würde. Doch dem war nicht so.

Gegen 4 Uhr Abends bat mich eine berittene Ordonnanz im Namen des Generals, die Zimmer des Hauses für die nächste halbe Stunde zum Empfang des Stabes wieder bereit zu halten.

Wie ein Donnerschlag wirkte dieser zweite Einzug auf die Einwohner, die thöricht genug, schon alle möglichen Triumphe im Geiste gefeiert und den geordneten und überlegten Rückzug der hessischen Truppe als feige Flucht ausgelegt hatten.

Achtzig Franctireurs, wurde behauptet, haben das ganze Corps in die Flucht geschlagen, und dergleichen Unsinn mehr, den ich natürlich, wie immer, ruhig anhören mußte.

Ich empfing den General im Hausflur mit schuldiger Höflichkeit, obschon auf meinem Gemüthe ein entsetzlicher Druck lag.

„Sie begreifen gewiß," sagte ich zu ihm, „daß die Wiederkehr Ihrer Truppe hier im Hause unmöglich Freude erregen kann und warum Sie mich allein zu Ihrem Empfange finden."

„Gewiß, Herr M.," erwiederte er, mit dem schlichten Wohlwollen, das ihm eigen war, „ich finde dies sehr natürlich, auch kam ich ungern wieder, denn Briare ist für mein Corps eine wahre Mäusefalle."

Ich konnte an jenem Abend nicht Herr werden über meine Stimmung, was mir seit Beginn des Kriegs noch nicht begegnet war, am andern Morgen aber klar werden sollte.

Ich hatte in der letzten Zeit häufig das städtische Hospital besucht, in dem viele Blatternkranke lagen, und unbekümmert um Ansteckung mit denselben verkehrt.

Am 4. Morgens mußte ich im Bett bleiben und der Arzt erklärte mir, daß ein leichter Blatternanfall (la variole) im Anzuge sei. Die Herren Stabsärzte Dr. Weichel und Dr. Schmidt waren so aufmerksam, mir auf die Kunde meiner Erkrankung sofort freiwillig einen Besuch zu machen und bestätigten jene Aussage.

Die Folge war, daß ich während dieses zweiten, zehntägigen Aufenthalts des hessischen Corps in Briare unthätig bleiben mußte und mein Zimmer ängstlich gemieden wurde. Gleichzeitig war auch der Bruder des Hausherrn, der neben mir wohnte, an den Blattern erkrankt.

Die Noth erreichte in jenen Tagen ihre größte Höhe; vermögende Leute litten bitteren Hunger, was als Maßstab dienen kann; selbst in unserem Hause war der Herr genöthigt, um die fremden Gäste, sich und die Seinigen ernähren zu können, das Fleisch anzunehmen, welches von feindlichen Requisitionen herrührte und auf Befehl des Generals täglich in die Küche abgeliefert wurde. Jede Zufuhr war abgeschnitten. Einwohner, die über die Loire setzen wollten, um jenseits Einkäufe zu machen, wurden von ihren Landsleuten mit Flintenschüssen begrüßt.

Der Tod räumte in erschreckender Weise unter der Bevölkerung auf und beinahe täglich konnte ich die dumpfe, ergreifende Trauermusik der Hessen hören, die einem Kameraden das Geleite gab, der seinen Wunden erlegen war.

Die Behörde war tactlos genug, das menschenfreundliche Aner-

bieten des Generals, auch die französischen Todten mit militärischen Ehren begraben zu lassen, von der Hand zu weisen, und wurde deßhalb von allen verständigen Leuten bitter getadelt.

Nach sechs Tagen schon konnte ich das Bett verlassen, mußte aber noch weitere sechs das Zimmer hüten. Der General machte mir sofort einen kurzen Besuch, den ich um so höher anrechnen mußte, als er gegen Ansteckung bei mir noch keineswegs sicher war.

„Ich darf in meiner verantwortlichen Stellung nicht krank werden,“ sagte er mir, „sonst würde ich Sie öfters aufsuchen.“

Er brachte mir bei dieser Gelegenheit die Nachricht der neuen deutschen Siege bei Le Mans und einige deutsche Zeitungen, deren Lectüre für mich eine wahre Erquickung war.

Ich will bei dieser Gelegenheit nicht unerwähnt lassen, daß mehrere der Herren Officiere schon bei ihrem ersten Aufenthalt in Briare mir das freundliche Anerbieten gemacht hatten, durch ihre Vermittelung die deutsche Feldpost zu benutzen, um Nachrichten an die Meinigen nach Deutschland gelangen zu lassen, was durch die französische Post natürlich nicht möglich war, ein Anerbieten, das ich dankend ablehnen mußte, in meiner so überaus schwierigen, delikaten Stellung. Im Vertrauen auf meine Ehrenhaftigkeit hatte man mir eine Aufenthaltskarte in dem Departement du Loiret während des Krieges bewilligt, was mir selbstverständlich die Pflicht auferlegte, die Gesetze des Landes zu achten und würde ein solcher, an sich allerdings ganz unschuldiger Act, unter den gegebenen Verhältnissen nicht gegen jene verstoßen haben?

Wenn die betreffende deutsche Feldpost vom Feinde weggenommen worden wäre, was wiederholt geschah, würde der Schein nicht gegen mich gewesen sein?

Ich mußte für meine eigene Ruhe zu jeder Stunde das Bewußtsein haben, nichts zu thun und nichts gethan zu haben, was nicht mit dem strengsten Pflicht- und Ehrgefühl, sowohl den Franzosen als meinen Landsleuten gegenüber, nach allen Richtungen hin verträglich war.

So kam der 14. Januar heran, an welchem Tage das kleine Corps zum zweitenmale Briare verließ. Ich habe den Rückzug selbst nicht gesehen und weiß nur, wie Jedermann, daß derselbe sehr ernstlich bedroht war. Der Feind hatte gleichzeitig in der linken Flanke, in der Fronte und im Rücken angegriffen, sogar die rechte Flanke war über die Loire herüber durch Artillerie bedroht. Ein dichter Nebel und die Ungeschicklichkeit des 7 bis 8000 Mann starken Gegners begünstigten den Rückzug und retteten das Corps vor Untergang und Gefangennahme. Unser eigenes Haus wurde mit Granaten beworfen, die glücklicherweise in die Gartenräume fielen und aus einer Richtung kamen, welche die Rückzugslinie der Hessen vollständig beherrschte, zu einer Stunde, wo ein Theil des Stabes noch im Hause weilte. An jenem Tage fiel ein Major van der Hoop vom 2. Reiter-

regiment ganz in der Nähe unseres, etwa 1500 Schritte von Briare entfernt liegenden großen Pachthofes; die Leiche wurde von den Seinigen mitgenommen.

Das Corps zog sich zwei Stunden hinter Gien nach Ouzouer sur Loire zurück.

Die öfter genannten Civilgefangenen wurden bei beginnendem Rückzug freiwillig in Freiheit gesetzt.

Wie zu erwarten war, erzählten sich die Leute in Briare auch diesmal wieder die ungeheuerlichsten Dinge; die Wahrheit ist, daß keine Gefangenen eingebracht und sehr wenige verwundete oder todte Hessen gefunden wurden. Auch die rothe Partei erhob wieder ihre giftige Stimme. Der General habe sich mit unserem Wissen im Hause versteckt, deßgleichen 300 Preußen in einem unserer Kellerräume, um nächtlich dem wiederkehrenden Corps die Hand zu reichen und die Franzosen in Briare zu überrumpeln, und dergleichen Unsinn mehr. Alle unsere Räumlichkeiten wurden darauf hin in allem Ernste von den einrückenden Franzosen untersucht und als weder die 300 Mann, noch der General entdeckt werden konnten, wurden jene todt geschwiegen, der Letztere aber durch unsere Vermittelung geheimnißvoll in einen Ambulanzwagen gepackt und zu den Seinigen befördert!!

Kurz, Bosheit und Dummheit gaben sich, wie so oft schon, die Hand um ihre Erfindungsgabe zu üben.

Das einziehende französische Corps war ungefähr dasselbe, als jenes vom 1. Januar und unter demselben Obercommando; es blieb nur drei Tage in Briare und zog sich dann aufs neue einige Stunden südlich zurück.

Zu meiner großen Freude war dießmal zur Pflege der zurückgelassenen Schwerverwundeten ein junger hessischer Arzt in Briare geblieben, stud. med. Dr. Köhler aus Offenbach. Meine erste Sorge war, ihm ein Zimmer dicht neben dem meinigen anzuweisen, um ihn leichter beschützen und ungestört mit ihm verkehren zu können. Auch ein Militärkrankenwärter, Namens Holstein, ein sanfter anständiger Mensch, war mit ihm zurückgeblieben, ebenso Herr Paul Traup aus Neuchatel, dessen ich weiter oben schon erwähnte und der bereits seit elf Tagen im Hause Quartier hatte.

Herr Dr. Köhler widmete sich seiner Aufgabe mit der größten Gewissenhaftigkeit und war immer besorgt, seine jugendlichen Kenntnisse möchten für ernste Zwischenfälle nicht ausreichen. In den ersten drei Tagen hatte er noch Gelegenheit, mit den Aerzten der französischen Division collegialisch zu verkehren, aber keine Veranlassung, ihre Thätigkeit und Einsicht zu rühmen; von militärischer Seite wurde er nicht im geringsten behelligt.

Sein Hauptgepäck war bei seiner Truppe geblieben; erst mehrere Tage nach dem Abmarsch der französischen Truppe dachte er daran, sich schriftlich an General du Temple zu wenden, um dasselbe durch dessen Vermittelung kommen zu lassen.

Die briefliche und versiegelte Antwort des Generals kam in Briare an, als Dr. Köhler uns bereits wieder verlassen hatte und wurde trotzdem, daß sie gegenstandlos geworden war, den hessischen Vorposten übergeben, die damals zwischen Gien und Ouzouer sur Loire standen. Ich habe nicht erfahren, welcher Art sie war.

Nach Abzug der französischen Truppe war ich in beständiger Sorge um Dr. Köhler; in der Umgebung trieben sich unausgesetzt Franctireurbanden herum, denen ich alles zutraute. Im städtischen Hospital waren zwei an Scharlachfieber und Blattern erkrankte Hessen zurückgeblieben, denen Dr. Köhler trotz aller Gefahr täglich gewissenhaft seinen Besuch machte, namentlich in der Absicht, auf das Gemüth der armen Leute günstig zu wirken; doch ließ ich ihn nie ohne Begleitung gehen, und wählte hierzu vorzugsweise den städtischen Arzt.

Einige seiner Pfleglinge starben in jenen Tagen, unter anderen der am 21. Decbr. verwundete Huster. Herr Traup, als geborener Neuchateler der französischen Sprache vollkommen mächtig, sorgte für anständige Beerdigung. Derselbe war auch am 14. Januar und den folgenden Tagen sehr thätig gewesen, im Interesse aller Todten und Verwundeten. Sein furchtloses, energisches und einsichtsvolles Eingreifen war um so mehr anzuerkennen, als ihm sehr wohl bekannt war, daß er allgemein für einen Spion gehalten wurde, der unter dem Deckmantel der Genfer Convention im Interesse des Feindes in Briare zurückgeblieben sei. In unserem Hause war er vollständig sicher, sehr gerne gesehen und genoß das persönliche Ansehen des Hausherrn. So oft er aber die Straße betrat, was täglich geschah, lief er die größte Gefahr.

Beide Herren verfaßten in meinem Zimmer einen Bericht in französischer Sprache an die hessische Regierung über ihre Todten, Verwundeten und Kranken, welcher unversiegelt durch Vermittelung des Bürgermeisters und des Generals du Temple nach Darmstadt befördert wurde.

Im Ganzen blieben sie zwölf Tage in Briare, die für mich in vieler Beziehung eine wahre Erholung gewesen sind. Das Geschäft lag vollständig still, ich war wieder genesen, keine Truppe im Orte, so daß ich viele Stunden des Tages in traulichem, ungezwungenem Gespräche mit Dr. Köhler zubringen konnte.

Um jene Zeit war gerade der Feldzug Bourbaki's im Gange, der mich mit schwerer Sorge für Süddeutschland erfüllte; Herr Dr. Köhler theilte dieselbe nicht und hatte das vollste Vertrauen in die Tüchtigkeit und Raschheit der deutschen Kriegführung; er ließ sich keinen Augenblick irre machen durch die französischen Siegesberichte über Villersexel und Dijon, die bei uns eintrafen und wie gewöhnlich breit getreten wurden. Oft frugen wir uns gegenseitig, wann wohl dieser heillose Krieg ein Ende nehmen und auf welchem Wege der Frieden möglich werden könnte und blieben uns besorgt die Antwort schuldig, ohne zu ahnen, daß das geträumte Wunder sich wenige Tage später verwirklichen sollte! Der Abend vereinigte

mehreremale in meinem Zimmer außer Dr. Köhler und Hr. Traup auch den Hausherrn und dessen Bruder.

„Chez Monsieur M.," sagten die Rothen im Orte, „les Prussiens sont en permanence!"

Am 26. Januar, früh Morgens, erschien mit weißer Fahne eine hessische Reiterpatrouille, welche die Aufgabe hatte, sich nach den Verwundeten und ihren Pflegern umzusehen, und noch an demselben Tage, auf die dringende Bitte des Hrn. Dr. Köhler, eine hessische Ambulanz, ohne militärische Bedeckung, um die Ihrigen abzuholen.

Nach kurzer Verständigung legte die Behörde diesem Vorhaben keine Schwierigkeiten in den Weg. Dr. Köhler, in der wohlbegründeten Besorgniß, jeden Augenblick von einer Franctireurbande überrascht und an der Ausführung gehindert zu werden, beeilte den Abzug ohne jedweden Zeitverlust, nachdem er noch im letzten Augenblick aus freiem Antrieb und innerem Drange einige Zeilen niedergeschrieben und in meinen Händen zurückgelassen hatte, worin er die menschenfreundliche Behandlung rühmte, welche das Haus den hessischen Verwundeten hatte angedeihen lassen und allen deutschen Truppenführern, die Briare berühren würden, Dankbarkeit gegen dasselbe empfahl. Auch Herr Traup, der seit 2 Tagen das Bett hüten mußte, raffte sich auf und schloß sich dem Zuge an.

Nur jene beiden Scharlach- und Blatternkranken blieben in der Stadt zurück, um die Abfahrt nicht länger zu gefährden.

Noch lange, nachdem ich das kleine interessante Häuflein auf dem Eisenbahndamm nach Gien zu hatte verschwinden sehen, welchen Weg es gewählt hatte, um etwaigen Kugeln von jenseits der Loire weniger ausgesetzt zu sein, war ich ernstlich um dasselbe besorgt.

Es kam zwar bei den Seinigen an, wie ich durch die Rücksendung der Matratzen errathen konnte, welche Dr. Köhler bei uns entliehen und am folgenden Tage wieder in Gien abliefern ließ, aber es war auch die höchste Zeit, daß es abgegangen war. Eine Stunde etwa nach seinem Abzug wurde plötzlich unser Wohnhaus von Franctireurs umstellt und alle Eingänge besetzt, in einer leicht zu errathenden Absicht.

„C'est vous, Citoyen," wandte sich der Anführer, ein roher, breitschulteriger Geselle aus dem Süden, in wild drohendem Tone an den ihm im Hausflur entgegentretenden Hausherrn, „c'est vous, qui avez laissé partir ces brigands de Prussiens!"

„C'est moi en effet, Monsieur," antwortete ihm dieser sehr kaltblütig, und höflich den Herrn einladend, in den Salon zu treten und Platz zu nehmen, fügte er hinzu: „c'est moi, Monsieur, conjointement au Maire de Briare, qui avons laissé enlever des blessés allemands par une ambulance allemande, parceque nous n'avons aucun droit de nous opposer à un acte qui est autorisé par l'esprit de la convention de Genève. Que ferions nous d'ailleurs avec des gens qui tous sont gravement blessés et impropres à la guerre?!

„La convention de Genève? citoyen," erwiederte laut fragend der Hauptmann, aber schon sichtlich erschüttert durch die würdige, imponirende Haltung des Hausherrn, „qu'est-ce que la convention de Genève? je ne connais pas cela!" und zog endlich, nachdem ihm der Letztere die nöthige Erklärung gegeben und durch seine geistige Ueberlegenheit entwaffnet hatte, barsch grüßend mit seiner Schaar wieder ab.

Am 29. früh Morgens saß ich, in trübe Betrachtungen versunken, vor meinem Kaminfeuer, als plötzlich einer meiner Freunde aus Gien in mein Zimmer stürmte und mich freudig erregt mit der Nachricht überraschte, daß ein dreiwöchentlicher Waffenstillstand in Paris abgeschlossen worden sei, eine sofort zu wählende Nationalversammlung in Bordeaux zusammentreten und bis dahin über Krieg oder Frieden entscheiden solle; jeder Zweifel darüber sei unmöglich, denn er habe mit eigenen Augen die gedruckte officielle Nachricht, an der Mairie in Gien angeschlagen, gelesen.

Diese Kunde durchlief wie ein Blitzstrahl ganz Briare und versammelte alle Welt in den Straßen oder Freundeskreisen, nachdem sie kurz nachher auch bei uns officiell angeschlagen zu lesen war.

Diese erste Bekanntmachung des großen Ereignisses war eigenthümlich verfaßt und darauf berechnet die Masse durch einen Uebergang für die ganze Wahrheit vorzubereiten

„Aujourd'hui," hieß es darin, „nous avons signé un traité avec Mr. de Bismarck pour conclure un armistice de trois semaines durant lequel une assemblée nationale librement élue se réunira à Bordeaux et décidera de la paix ou de la guerre!"

In diesem Sinne war das Schriftstück gehalten. Von der Uebergabe der Pariser Forts, der Entwaffnung des Stadtwalls und Heeres und seiner bedingten Gefangenschaft, kein Wort! wohl aber von der Verproviantirung der Stadt.

Ich durchschaute die Wahrheit auf der Stelle, natürlich ohne darüber, aus schuldiger Schonung für meine Freunde, ein Wort laut werden zu lassen. Sonderbar! Niemand schien dieselbe zu ahnen! Alle nahmen das Wort Waffenstillstand in seiner einfachsten Bedeutung, ohne sich zu sagen, daß derselbe deutscherseits unmöglich ohne große, französische Garantieen bewilligt worden wäre in der gegebenen Lage. Die Leute hatten sich seit langer Zeit schon fest in die Ueberzeugung hineingelebt, daß Paris noch reichlich bis Ende März verproviantirt sei und waren darum nicht wenig und sehr schmerzlich überrascht, als die Wahrheit am andern Tage in ihrem ganzen Umfange officiell bekannt wurde. Doch hielt diese Stimmung nur wenige Stunden an und machte einer ganz entgegengesetzten Platz.

Man schöpfte Athem! Endlich, endlich, hieß es, dem Himmel sei Dank! ist Aussicht da, daß dieser scheußliche Krieg ein Ende nimmt und der Friede wiederkehrt! Noch länger so fortzuleben,

wäre unerträglich gewesen! Und als nun gar die Nachricht anlangte von der Schlacht bei St. Quentin und dem gänzlichen Untergang der Nordarmee, da hieß es, wie aus einem Munde, Friede! Friede! um jeden Preis! Gambetta wurde verlacht, als er Miene machte, sich der Ausführung des Vertrags zu widersetzen und sich noch immer in seinen Proclamationen als der alleinige Richter über Frankreichs Geschicke hinzustellen wagte!

Unser Departement »le Loiret« war unter jenen, die vertragsmäßig vom Feinde besetzt werden durften; eine Zone von 20 Kilometer sollte zwischen beiden Parteien neutral bleiben. Dieser Satz war nicht vollständig klar und verschiedener Auslegung fähig. Die Einwohner von Briare legten ihn natürlich nach ihrem Vortheile aus und meinten, der Feind habe kein Recht, die Stadt zu besetzen. Der Feind muß sich zwanzig Kilometer von der Grenze halten und wir sind nur fünfzehn von derselben entfernt, entschieden die Leute unter sich. Die Deutschen legten den Satz anders aus; eine jede Partei habe sich zehn Kilometer von der Grenze entfernt zu halten, zusammen zwanzig Kilometer neutrale Zone und schickten, zur Ueberraschung von Briare, ein kleines Detachement Hessen, achtzig Mann etwa, unter Leitung eines Officiers, Reservelieutenant Heße aus Gießen, der wieder einmal einer meiner Vettern war, und den ich sofort in dem leerstehenden Quartier des Dr. Köhler mit der Bitte unterbrachte, er möge unsere Bevölkerung nirgends erzürnen. Ich kann dem jungen Manne das Zeugniß geben, daß er, der Behörde gegenüber, mit sehr viel Tact und Umsicht auftrat und sehr für seine Leute besorgt war. Das Detachement war so klein, daß es nicht lästig fiel; wir brachten allein zwanzig Mann in unserem Hause unter. Es war, nach Aussage seines Führers, nur nach Briare gekommen um einige Kohlenladungen, die im Canalhafen lagen, im Interesse der Verproviantirung von Paris zu überwachen. Die Leute verkehrten freundlich mit den Bewohnern. Die Wahlen für die Nationalversammlung fanden in jenen Tagen statt. „Wenn die Preußen,“ sagten die Einwohner unter einander, „sich überall wie hier so ruhig den Wahlen gegenüber verhalten haben, dann wird Niemand behaupten können, daß dieselben nicht frei gewesen sind.“

Am 13. Februar zog das Häuflein wieder nordwärts ab unter fröhlichem Gesang und Begleitung der Dorfjugend. An demselben Abend noch rückten wieder einige hundert Hessen ein, die weiter östlich in [illegible] gelegen hatten, und auf dem Marsche waren, um sich mit dem Gros der Division zu vereinigen; sie verweilten nur eine Nacht und machten einem Bataillon Preußen Platz, vom Westfälischen Füsilier-Regiment Nr. 37, zum 5. Armeecorps gehörig, etwa tausend Mann, das direct von Paris kam, [illegible] Monaten [illegible] war, [illegible] Briare passirte.

Der Chef des Bataillons, Major [illegible], ein Adjutant [illegible], die Hauptleute von [illegible], [illegible] und [illegible], der Stabsarzt

ıd einige Tage später auch der Oberst des Regiments, von Heine=
ann, nahmen in unserem Hause Quartier, auch das Bataillons=
üreau, der Fahnenträger, Büchsenmacher und Musikmeister fanden
i uns Unterkunft.

Ich berichtete sofort dem Major die klägliche Lage der Ein=
ohner und der Gemeinde und bat ihn, nach Möglichkeit darauf
ücksicht zu nehmen, was er bereitwillig versprach und sofort ins
Werk setzte durch einen Bericht, den er an das Divisionscommando
. Gien abgehen ließ, um die Verpflegung seiner Leute durch die
ivision zu erhalten Sein Gesuch fand Gehör und die Folge war,
ıß das Bataillon täglich an Brod und Fleisch die nöthige Zufuhr
on Gien her erhielt; aus welcher Quelle? ob durch Ankauf oder
Requisition, habe ich nicht erfahren. Der Aufenthalt dieser Truppe
atte darum nichts Drückendes für die Einwohner, von denen der han=
eltreibende Theil recht schöne Gewinnste in den Händen behielt durch
en Consum aller Art, dem sich die Garnison überließ und welcher
urch die wieder möglich gewordene Zufuhr begünstigt wurde.

Die Officiere hatten in unserem Hause ihren eigenen Tisch und
aßen stundenlang bei Caffee und Cigarren in ungestörtem Gespräche.
Jeden Abend brachte ich eine Stunde in ihrer Gesellschaft zu. Die
nneren Zustände Frankreichs und die Friedensaussichten waren be=
tändig auf der Tagesordnung. Während mir der Abschluß des
Friedens bei der fanatischen Stimmung des Südens, der bekannten
Leidenschaftlichkeit und Beweglichkeit einer jeden französischen Ver=
sammlung und der völligen Unbekanntschaft mit ihrer Zusammen=
setzung noch keineswegs durch eine imponirende Stimmen=
mehrheit als gesichert erschien, waren die Herren ganz anderer
Ansicht, nannten mich einen ungläubigen Thomas und haben glück=
licherweise Recht behalten.

Kurz vor dem Einrücken des Bataillons war der Hausherr
nach Paris gereist; nach seiner Rückkehr wurde die Annäherung
zwischen ihm und den Officieren sehr wesentlich durch den Umstand
erschwert, daß alle nur sehr unvollkommen französisch sprachen und
verstanden.

Täglich wurde exercirt, Musterungen wurden gehalten oder gar
Uebungsmärsche gemacht, zum Erstaunen der Bewohner.

Dem Corps war in den ersten Tagen eine höchst unangenehme
Aufgabe zugefallen. Höheren Befehlen zufolge, die von dem preu=
ßischen Präfecten in Orleans ausgingen, sollte von jeder Gemeinde
des Departements, in der keine Besatzung lag, oder die von dem
Krieg noch nicht heimgesucht worden war, eine Contribution in Geld
nach Verhältniß ihrer Einwohnerzahl erhoben werden.

Ich konnte deutlich bemerken, wie sehr befriedigt die Offi=
ciere waren, als eine Uebereinkunft zwischen den Herren Thiers und
von Bismarck diesem unerquicklichen, undankbaren Dienste ein Ende
machte.

Das benachbarte, jenseits der Loire gelegene Chatillon lag in der neutralen Zone und durfte demnach von keinem deutschen Soldaten betreten werden. Trotzdem spazierten an einem schönen Sonntag einige Preußen sehr unbesorgt und friedlich hinüber, sahen aber bald ein, daß es klug war sich eiligst zurückzuziehen, mit Ausnahme eines Mannes, der sich verspätete und nur mit Mühe von einigen anständigen Leuten des Ortes gerettet wurde. Als er Abends bei Appell nicht erschienen war, hielt man ihn bereits für verloren und die Civilbehörde von Briare hatte schon Nachforschungen angeordnet, als er am andern Morgen erschien und sein Abenteuer erzählte.

Er wurde nach Gebühr mit den Kameraden bestraft. Einzelne Mobilgarden überschritten unbewaffnet die neutrale Zone, machten Besuche in Briare und verkehrten ganz friedlich mit dem Feinde. Einer jener Bursche, der in der Betrunkenheit einen Officier gröblich beleidigt hatte, wurde einfach festgenommen und als er wieder nüchtern geworden war, freigelassen.

Echt menschlich und charakteristisch ist der folgende Vorfall: Chatillon sur Loire war während des ganzen Kriegs nie von dem Feinde berührt worden und schimpfte großmäulig auf Briare, nannte es lâche et traître, weil es so oft schon Preußen beherbergt habe, ohne sich zu widersetzen. In Chatillon würde man ihr Einrücken nie geduldet haben und niemals dulden!

In Briare war man über dieses einfältige Geschwätz sehr aufgebracht und hatte gar häufig schon den Helden in Chatillon den Besuch des Feindes gewünscht. Allgemein war darum die Freude, als am 16. Februar sich die Kunde verbreitete, einige Hundert Preußen seien dort eingezogen ohne den geringsten Widerstand, um so größer aber das Bedauern, als sich dieselbe nicht bestätigte.

Chatillon lag dicht an der Grenze der neutralen Zone.

Im Ganzen lebte die Besatzung während ihres vierwöchentlichen Aufenthaltes auf friedlichem Fuße mit den Bewohnern; wie gewöhnlich kamen auch jetzt wieder Mißverständnisse, jedoch sehr selten vor, die ich mit der größten Leichtigkeit schlichtete; hie und da auch kleine Excesse durch das leidige Trinken. So wurde unter anderm in einem Hause, in welchem eine Wachtstube eingerichtet war, von einigen Leuten der wachthabenden Mannschaft selbst ein kleiner Keller erbrochen und theilweise geplündert. Ein Fall, den ich sofort zur Anzeige brachte und der sehr streng bestraft wurde.

In jenen Tagen überraschte mich eines schönen Morgens ein alter vieljähriger Freund aus Paris. Mit dem Figaro (ich glaube vom 14. Februar), dem bekannten Pariser Blatte, in der Hand, trat er in mein Zimmer, umarmte mich und nach dem ersten Austausche unserer Gefühle mir hastig jene Zeitung zeigend, rief er: „Lisez mon ami, lisez! cette infamie! Quel journal éhonté! Quel malheur pour la France que la presse ne vive que de mensonges!“

Ich las und siehe da, was las ich?!

Einen Artikel, in welchem weitläufig erzählt war, daß die bekannte, sehr bedeutende und in ihrer Art einzige Fabrik des Herrn F. B. in Briare von den Preußen systematisch dem Erdboden gleich gemacht und alle Maschinen nach Deutschland gebracht worden seien und zwar auf Veranlassung eines deutschen Werkmeisters, der vor einigen Jahren noch in der Fabrik thätig gewesen sei, seitdem aber eine gleichartige in Deutschland gegründet und als Landwehr-Officier jene Gräuel veranlaßt habe!!!

Die Lüge war so entsetzlich gemein und niederträchtig, daß ich sie nicht einmal meines Aergers würdigte.

„Sie wissen, was Sie von dieser sauberen Geschichte zu halten haben," sagte ich meinem Freunde, „aber etwas wissen Sie doch nicht! Die Preußen haben allerdings von Briare etwas mitgenommen, das ist, eine ungetheilte Bewunderung für das Genie des Hausherrn und die größte Hochachtung für seinen Charakter!"

Schon seit langen Jahren war mir bekannt, daß in dem Officiersstand gewisse Ansichten über Ehre Geltung haben, die für jedes andere Menschenkind ganz unverständlich sind; ich sollte in jenen Tagen Gelegenheit haben, dies thatsächlich bestätigt zu sehen.

Gleich nach Beginn des Waffenstillstandes hatten wir sofort in allen Werkstätten, die zu ihrem Betriebe nicht der Kohle bedurften, die Arbeit wieder aufgenommen.

Täglich und stündlich suchten mich Soldaten und Officiere aller Grade, auch von Gien her, in dem Geschäftsbureau auf und baten höflich um die Erlaubniß, die Fabrikräume besuchen zu dürfen, die ich jedesmal bereitwillig ertheilte, unter der Bedingung jedoch, eine näher bezeichnete Werkstätte, wo nur Mädchen beschäftigt waren, nicht zu betreten.

Ein Jeder versprach, aber nicht Jeder hielt Wort! Die Folge war, daß die Arbeit in jener Werkstätte darunter litt und ich dem betreffenden Werkmeister den Befehl ertheilte, seine Thüre künftighin geschlossen zu halten und in keinem Falle einen Militär hereinzulassen ohne schriftliche Einlaßkarte von meiner Hand. Von nun an ging alles ganz gut; ein Jeder achtete die geschlossene Thüre, bis es eines Tags einem Dragoner-Fähndrich, einem schönen, kräftigen, jungen Mann von höchstens 18 Jahren gefiel, ohne, wie es bisher ein Jeder schuldigerweise gethan hatte, vorher von mir die Erlaubniß zum Besuche der Fabrik erbeten zu haben, jene Thüre gewaltsam zu erbrechen und in den Arbeitssaal einzudringen! Der Werkmeister benachrichtigte mich sofort von dieser Gewaltthätigkeit und ich eilte entrüstet zur Stelle.

Hier erklärte ich dem jungen Manne in höflicher aber sehr bestimmter Weise, daß ihm in unserem Hause nicht das geringste Recht zustehe, am allerwenigsten aber eine solche Gewaltthätigkeit erlaubt

und es vor Allem seine Pflicht gewesen sei, meine Erlaubniß zu de Besuchen der Fabrik einzuholen; worauf er mir höflich erwiedert daß er nur deßhalb die Thüre forcirt habe, weil man ihm diesel kurzer Hand vor der Nase verschlossen hätte.

„Und selbst, wenn dieß geschehen ist,“ war meine Antwort, „so h der Werkmeister, (der jene Behauptung jedoch in Abrede stellte), n meinem Befehle gehorcht und Ihre Pflicht war es, unser Hausre zu achten. Sie sehen, wie die Arbeit durch diese Scene leidet, muß Sie bitten, den Saal zu verlassen.“

Als er dieser Einladung keine Folge gab, erklärte ich ihm, d ich den Vorfall dem Herrn Major melden und Genugthuung forde würde und ging. — Dies wirkte, denn er verließ gleich nachher da Haus, nachdem er mir freiwillig und zugleich sehr höflich seine Namen genannt und meine Drohung sorglos lächelnd hingenom men hatte.

Die herausfordernde Haltung desselben jungen Mannes wa mir schon öfters aufgefallen und es war mir bekannt, daß er in einem Caffee der Stadt einige anständige, ruhige Bürger durch ein Handlung beleidigt hatte, die jedem feinfühlenden Manne unmöglic gewesen wäre. Er war Besitzer eines kleinen Hundes, welchem er den Namen „Trochu“ gegeben hatte und den er wiederholt und absichtlich in dem Kaffeesaal laut rief! Einer der Herren, entrüstet über diese Rohheit, antwortete mit Bismarck, Bismarck! worauf der Herr Fähndrich sich klugerweise zurückzog.

Der Major, dem ich beide Vorfälle erzählte, versprach mir Genugthuung und begann damit, den jungen Mann ganz aus Briare zu entfernen, in der wohlbegründeten Besorgniß, daß seine Tactlosigkeit und Keckheit noch andere, vielleicht mit übeln Folgen verbundene Unannehmlichkeiten herbeiführen würden. Er that sogar mehr; denn er ließ einen ausführlichen Bericht über den Vorfall im Hause, an den directen Vorgesetzten des Fähndrichs, nach Gien abgehen.

Zwei Tage später kam ein Dragonerofficier von dort herübergeritten und ließ mich zu Major Lütgen bitten. Er hatte den Bericht des Letzteren in Händen.

„Die Handlung des jungen Mannes,“ sagte er, „ist an sich tadelnswerth und verdient eine derbe Rüge; wenn aber der Bericht, von dem Sie hier Kenntniß nehmen wollen, in allen Theilen genau ist, so kommt für uns Officiere noch ein weiterer Punkt in Betracht.

„Der junge Mann soll dieser Tage zum Officier ernannt werden; als Officiersaspirant aber hätte er gewisse Worte, die Sie angeblich an ihn gerichtet haben, trotz dem Unrecht, in dem er sich thatsächlich Ihnen gegenüber befand, nicht ruhig hinnehmen dürfen; denn Sie haben ihm ja, wie es scheint, die Thüre gewiesen; wenn dem wirklich so ist, so hat er nach unseren Begriffen seine militärische Ehre beflecken lassen und sein Avancement wird Noth leiden müssen. Sie sehen, der Fall ist ernst und ich bin deß-

der Entscheidung herübergekommen, um von Ihnen selbst
ren, ob Sie auf dem Wortlaut des Berichtes bestehen."
r Bericht an sich, die Entfernung des Fähndrichs und die
hene Rüge waren für mich Genugthuung genug und Alles,
billigerweise für ein an sich unbedeutendes Vergehen bei der
Jugend des Menschen im Namen des Hauses verlangen konnte;
danke, noch überdies seinem Avancement in den Weg zu
mußte mir natürlich sehr peinlich sein und ich nahm darum
Anstand, die gefährliche Stelle des Berichtes durch eine eigen-
e Erklärung in einer Weise abzuschwächen, die das ihm drohende
k abgewandt hat.
lber wird nicht jeder Laie mit mir jene Theorie unbegreiflich
, die es jedem Officier oder Officiersaspiranten zur Pflicht
, einen unbewaffneten Bürger, der sein Hausrecht in anstän-
r, überall giltiger Weise in Worten geltend macht,
zustoßen?!!
Ich glaube, daß eine Armee die beste sein kann, ohne der-
en Ehrenauswüchse! Mir fehlt jedes Verständniß für eine
rie, die ihre Ehre darin erblickt, einem begangenen Unrecht eine
re Missethat hinzuzufügen! Würde es wohl der Ehre des Fähn-
s geschadet haben und Feigheit von ihm gewesen sein, wenn er
bei mir, einem dreimal älteren Manne, höflich entschuldigt und
e Uebereilung bedauert hätte?!
Der Waffenstillstand war abgelaufen, nachdem er, wie bekannt,
imal verlängert worden war. Als in der letzten Stunde der
mmandant weder von einer neuen Verlängerung noch von der An-
hme der Friedenspräliminarien unterrichtet war, ließ er sofort
n Entsetzen der Einwohner die Feldwachen ausrücken und Briare
litärisch nach Süden hin absperren! Von vielen Soldaten hörte
wilde Verwünschungen ausstoßen gegen Frankreich, was keinen
rieden wolle!
Ein Jeder, Soldat wie Einwohner, hatte sich in die Idee des
riedens hineingelebt und seine ersten Wohlthaten wieder kennen lernen!
Jene Stunden des Zweifels waren wirklich qualvoll! Ich, bei-
pielsweise, konnte kein Auge schließen und nie werde ich die Stunde
ergessen, als am andern Morgen ein Adjutant aus Gien die offi-
ielle Nachricht von dem Abschluß des Friedens überbrachte. Gar
manches Auge wurde feucht an jenem Tage und mancher Mund schickte
sein Dankgebet zum Himmel!
Was würde wohl aus dem armen Lande geworden sein, wenn
der Friede damals nicht zu Stande gekommen wäre?!
Möge jeder deutsche Soldat, der jene Momente des Zweifels
miterlebt hat und sehnsüchtig nach Hause dachte, darauf Antwort
geben!!
Am 14. März verließ uns das Bataillon, nach Osten mar-
schirend. Nach ihm passirte noch an demselben Tage ein Theil der

Division, die in Gien und Umgegend gelegen hatte: Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Train, Alle in vorzüglichem Zustande. Neben mir unter dem Hausthore stand während dieses Vorbeimarsches ein Cavalleriemajor a. D., der in Chatillon wohnte, und sich wiederholt und sehr vortheilhaft über Mannschaften und Pferde aussprach.

Erwähnen muß ich noch, daß die Officiere alle hessischen Gräber auf dem Kirchhofe in Briare in Stand setzen und geschmackvoll mit Rasen belegen ließen; auch daß ich es für eine Ehrenpflicht halte, so lange ich in Briare wohnen werde, für die Instandhaltung der Gräber Sorge zu tragen.

„Der Friede mit Deutschland ist da!“ sagte ich zu den scheidenden Officieren; „aber ich fürchte, unser warten hier noch schlimme Tage.“

Am 18. brach wie bekannt die Commune aus.

Auch in Briare wurde, wie an so vielen anderen Orten, während ihres Treibens ganz unverhohlen sehr häufig der Wunsch laut, die Preußen möchten doch der Geschichte ein Ende machen, und der bekannte Aufruf des Herrn Thiers in den ersten Tagen, um freiwillige Hülfe aus der Provinz, blieb bei uns wie überall ohne jedes Echo!

Mitte April verließ ich Briare, um über Genf, wo mein ausgewiesener Bruder des Augenblicks harrte, um seine in Paris zurückgebliebene Frau und Tochter wieder aufsuchen zu können, für einige Tage zu den Meinigen nach Darmstadt zu reisen und kehrte Mitte Mai wieder nach Briare zurück.

Ich schulde zum Schlusse meinen französischen Freunden die Erklärung, daß ich mich nach wie vor ihrer Hochachtung, Liebe und Dankbarkeit erfreue und vielfache, wirklich rührende Beweise davon empfangen habe. —

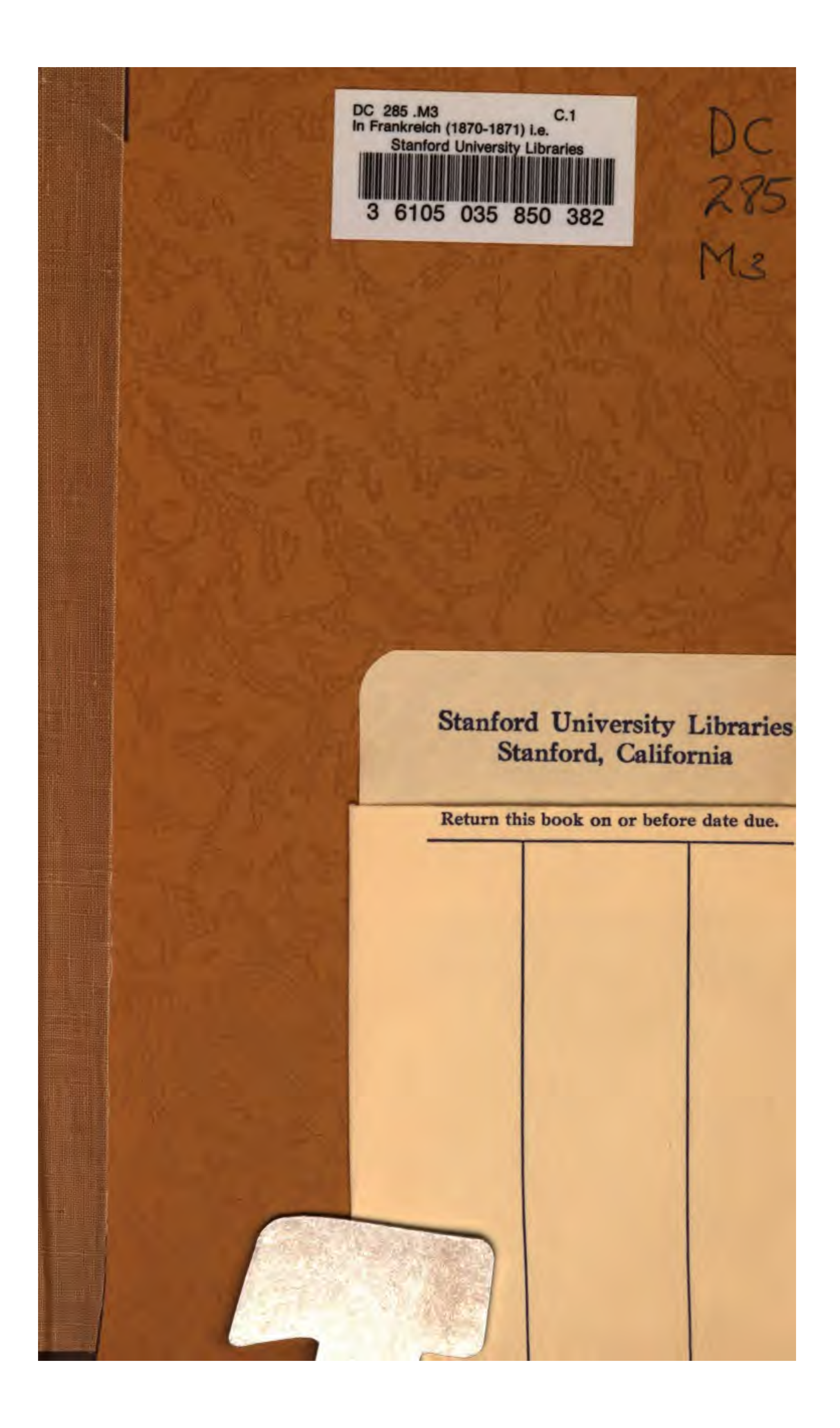


Druck der L. C. Wittich'schen Hofbuchdruckerei in Darmstadt.

ries

ue.




DC 285 .M3 C.1
In Frankreich (1870-1871) i.e.
Stanford University Libraries
3 6105 035 850 382
DC
285
M3
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

